

HERB
THERESIA GRAW

Die Heimkehr der Störche

ROMAN



ullstein 

Theresia Graw
Die Heimkehr der Störche

THERESIA GRAW

Die Heimkehr
der
Störche

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe im Ullstein Paperback

1. Auflage August 2021

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2020

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: © Arcangel/Matilda Delves (Kind); © Arcangel/Ildiko

Neer (Frau, Feld); © www.buerosued.de

Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by papyrus.com

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86493170-3

Teil 1

1.

Anfang Mai 1952

Dora Twardy saß auf dem sorgfältig aufgeschichteten Stapel Holz hinter der Scheune, lehnte den Kopf an die warme Bretterwand in ihrem Rücken und ließ sich die Sonne ins Gesicht scheinen. Neben ihr flatterte weiße Wäsche an einer langen Leine, die quer über die Wiese zwischen den Obstbäumen gespannt war. Ein Windhauch blies ab und zu den zarten Duft der Apfelblüten herüber, vermischt mit dem seifigen Geruch der frisch gewaschenen Bettlaken, Kissenbezüge und Tischdecken. Dora rieb sich die geschundenen Finger. Rot und rissig waren ihre Hände, nachdem sie den ganzen Vormittag am Waschbrett gearbeitet hatte, mit schmerzdem Rücken über die klobige Zinkwanne gebeugt.

Es war ein milder Maitag. Am wolkenlosen Himmel zogen die ersten Schwalben des Jahres pfeifend ihre Kreise. Vor ein paar Wochen war schon das Storchenpaar von seinem Winterquartier in Afrika zurückgekommen und hatte wie in jedem Frühling das große Nest auf dem Scheunendach des Stübeckhofs bezogen. Tagelang hatte ihr Geklapper die Mittagsstille unterbrochen, so laut, als rasselte eine Mühle im Hof. Trotz seiner Eintönigkeit liebte Dora dieses Geräusch, das ihr seit frühester Kindheit vertraut war. Auch damals in Ostpreußen auf dem Gutshof der Twardys hatten Störche gelebt, ihre Ankunft hatte sie jedes Mal herbeigesehnt, bedeutete die Rückkehr der großen, majestätischen Vö-

gel doch, dass der lange, kalte Winter endlich zu Ende war. Hier in der Lüneburger Heide waren die Winter zwar nicht so streng und schneereich wie in ihrer alten Heimat, doch noch immer erschien es Dora, als würde sie selbst erst wieder richtig auftauen, wenn die Störche zurück waren. Ein neuer Sommer, ein neues Glück. War nicht der Storch ein Symbol für den Neuanfang? Eine Aufforderung, das Alte zurückzulassen und weiterzuziehen? In diesem Jahr, dachte Dora, gilt das mehr denn je.

Sie zog einen Brief aus der tiefen Tasche ihres Rockes und strich mit den Fingern darüber, als müsse sie sich davon überzeugen, dass es ihn wirklich gab und sie nicht nur davon geträumt hatte. Nach einer Weile faltete sie das Blatt auseinander und las den Brief noch einmal, wie sie es schon so viele Male getan hatte, seit er vor drei Tagen angekommen war und sie ihn unbemerkt von den anderen aus dem Briefkasten gefischt hatte.

Sehr geehrtes Fräulein Twardy! Wir freuen uns über Ihr Interesse an einem Studium der Veterinärmedizin an der Humboldt-Universität zu Berlin. Mit Ihrem Kriegsabitur am Gymnasium von Wormditt in Ostpreußen sowie Ihrer jahrelangen Aushilfstätigkeit als Hofarbeiterin in einem landwirtschaftlichen Betrieb in Niedersachsen haben Sie die formale Voraussetzung erfüllt. Über eine endgültige Zulassung zum Studium wird ein Aufnahmegespräch entscheiden, das am Montag, den 26. Mai 1952, um 16 Uhr 30 im großen Hörsaal des Universitäts-Hauptgebäudes, Berlin, Unter den Linden 6, stattfindet. Bitte melden Sie Ihre Teilnahme spätestens eine Woche vorher schriftlich oder fernmündlich der Institutsleitung an ...

Es folgte noch ein Name und eine Telefonnummer.

Dora atmete tief ein. Die erste Hürde war geschafft. Man hatte

sie zum Bewerbungsgespräch eingeladen. Warum sollte nun nicht auch der zweite Schritt klappen? Sie hatte zu Hause in Ostpreußen jahrelang den elterlichen Gutshof geleitet, nachdem ihr Vater im Krieg eingezogen worden war. Zumindest mit Nutztvieh kannte sie sich gut aus. Sie wusste, worauf es beim Melken, beim Füttern und bei der Pflege kranker Pferde und Kühe ankam. Wie vielen Fohlen und Kälbern hatte sie geholfen, auf die Welt zu kommen! Und einmal hatte sie sogar eines ihrer liebsten Tiere erschießen müssen, weil es zu schwach gewesen war, um den Weg über das zugefrorene Haff zu überleben. Damals war sie über sich hinausgewachsen. Ja, sie konnte was. Aber sie wollte noch so viel mehr lernen. Sie wollte alles wissen, was man nur wissen konnte, um Tiere gesund zu machen. Nie wieder wollte sie hilflos dabei zusehen, wie ein Pferd oder ein anderes Tier leidet. Sie presste den Brief an ihre Brust und spürte ihr Herz klopfen. Würde sie bald eine Studentin sein? Und in ein paar Jahren Tierärztin? Sollte ihr Traum tatsächlich wahr werden?

Ganz allmählich war dieser Wunsch im Laufe des vergangenen Jahres in ihr herangereift, denn ihr war klar geworden, wie sehr der Umgang mit Tieren sie über das Leid hinwegtröstete, das sie erlebt hatte. Zunächst war es nur eine verrückte Idee gewesen, an deren Umsetzung sie gar nicht wirklich geglaubt hatte, ein Strohalm, an den sie sich geklammert hatte, um den ungeliebten Stübeckhof endlich verlassen zu können. Eine Perspektive, um ihr Leben wieder in die Hand zu nehmen. Doch der Gedanke an ein Studium hatte Dora nicht mehr losgelassen. Vor zwei Monaten hatte sie endlich den Mut gefunden und verschiedene Universitäten in Deutschland angeschrieben, um sich um einen Studienplatz in Veterinärmedizin zu bewerben. Es war zunächst eine bittere Enttäuschung gewesen: Die meisten Hochschulen hatten ihr postwendend abgesagt. Einer Frau von 28 Jah-

ren schien niemand eine Chance geben zu wollen. Und dann, als sie alle Hoffnung beinahe schon aufgegeben hatte, war dieser Brief von der Humboldt-Universität gekommen, der ein verheißungsvolles Kribbeln in ihr auslöste.

Trotzdem zögerte Dora, ihn zu beantworten.

Sie schlang die Arme um die angewinkelten Beine und stützte das Kinn auf die Knie. Nachdenklich betrachtete sie die Heidschnucken, die hinter dem Staketenzaun auf der struppigen Weide grasten. Siebenundzwanzig schwarzgraue Schafe mit großen gebogenen Hörnern waren es, zwischen ihnen sprangen ein paar schwarze Lämmer umher, die erst im März zur Welt gekommen waren. Wie munter und kräftig die Kleinen in den vergangenen Monaten hier draußen geworden waren. Nun würde es nicht mehr lange dauern, bis der Schäfer kam, um den Sommer über mit der ganzen Herde durch die Heide zu ziehen. Noch trugen die großen Schafe ihr dickes, zotteliges Winterfell, das die Bäuerin in ein paar Wochen, wie immer um diese Zeit, unter großem Gelöke der Tiere scheren würde, bevor sie zu ihrer jährlichen Wanderung aufbrachen. Dora überlegte. Bis zur Schafschur Ende Mai würde sie wissen, ob ihr Leben diese aufregende Wendung nehmen würde oder nicht. Allmählich musste sie sich entscheiden.

Es war nicht besonders bequem auf den rohen Buchenscheiten, Dora hatte sich die alte Flanelljacke untergelegt, die sie bei der Stallarbeit trug. Aber hier hatte sie wenigstens ihre Ruhe. An diesen Platz zog sie sich immer zurück, wenn sie über etwas Wichtiges nachgrübeln musste, weil er von dem großen Bauernhaus aus nicht zu sehen war. Sonst hätte Frau Stübeck Dora vermutlich längst an die Arbeit gerufen. Die schrille Kommandostimme der Bäuerin klang ihr noch in den Ohren:

»Wir haben keine Zeit zum Faulenzen, Dora. Wollten Sie nicht längst die Eier im Hühnerstall aufgesammelt haben? Und die Wä-

sche liegt auch noch im Zuber, wie ich sehe. Herrje, das ist doch kein Hotel hier. Sie denken wohl mal wieder, Sie sind etwas Besseres, oder? Nur weil Sie früher einmal einen Gutshof hatten, brauchen Sie Ihr hübsches Näschen nicht so hoch zu tragen. Bei mir wird fleißig gearbeitet. Und das gilt auch für Sie. Verhungert wären Sie alle, wenn ich und mein Mann – Gott hab ihn selig! – nicht so götig und selbstlos gewesen wären, Ihnen ein Obdach zu gewähren, so elend und erbärmlich, wie Sie damals hier ankamen. Da ist es doch wohl nicht zu viel verlangt, dass Sie mir bei der Arbeit ein wenig zur Hand gehen ...«

Der Rest ihrer Rede ging regelmäßig in wütendem Gemurmel über die Undankbarkeit der Vertriebenen unter, die Frau Stübeck grundsätzlich als Fremdlinge bezeichnete, als wären sie von einem fernen Planeten in diesem Dorf gelandet. Dora kannte die Klagen der verhärmten, alten Frau nur zu gut. Seit mehr als sechs Jahren ging das nun schon so. Natürlich war sie damals nach dem Krieg froh gewesen, dass sie mit ihren Eltern, ihrer Schwester Marianne, den beiden halbwüchsigen Zwillingsbrüdern Klaus und Arno und der kleinen Clara wenigstens die bescheidenen Gesindekammern unter dem Dach dieses Bauernhofes zugewiesen bekommen hatten. Es war die zufällige Entscheidung irgendeines Mitarbeiters der Wohnungsbehörde, die dafür gesorgt hatte, dass sie hier in der Lüneburger Heide gelandet waren und nicht auf einem Betrieb in Schleswig-Holstein, in Bayern oder sonst wo. Im Grunde war es ihnen gleichgültig gewesen. Alles erschien ihnen besser als das schäbige Flüchtlingslager, in dem sie nach ihrer Irrfahrt aus Ostpreußen zunächst untergebracht worden waren. Aber zu der Erleichterung, eine Bleibe gefunden zu haben und sich hier einen bescheidenen Lebensunterhalt verdienen zu können, war bald die Erkenntnis gekommen, dass die Twardys

bei den Stübecks und den meisten anderen Bewohnern des Dörfchens Wielenstedt nicht sehr willkommen waren.

Schmarotzer und dreckiges Polackenvolk, das waren einige der Bezeichnungen gewesen, die die Leute dieses kleinen Orts in der Nähe von Celle einander zuraunten, wenn sie über die Familie aus Ostpreußen sprachen, die da neuerdings auf dem Stübeckhof wohnte. Dora waren diese hässlichen Worte nicht entgangen, und sie hatten ihr oft genug die Tränen in die Augen getrieben. Anfangs hatte sie noch versucht, den Stübecks und den anderen zu erklären, was geschehen war. Dass die Twardys nach dem verlorenen Krieg aus ihrer Heimat vertrieben worden waren, wo sie früher sorglos und in Wohlstand auf einem großen Gutshof gelebt hatten, dass sie in Haus und Stall etliche Angestellte gehabt hatten, Felder und Wälder, die bis zum Horizont reichten, und eine Trakehnerzucht, die im ganzen Land bekannt gewesen war. Aber für die Wielenstedter blieben die Twardys die mittellosen Flüchtlinge aus dem Osten, unerwünschte Eindringlinge, die ihnen den Wohnraum und die knappen Lebensmittel in den Nachkriegsjahren streitig machten. Inzwischen hatte sich die Versorgungslage in Deutschland zwar erheblich verbessert, nicht zuletzt durch die Einführung der D-Mark mit der Währungsreform von 1948. Sie hatte dafür gesorgt, dass praktisch über Nacht alle erdenklichen Waren in den Läden wieder zu haben waren und man sich nicht mehr auf dubiose Schwarzmarktgeschäfte einlassen musste, um das Nötigste fürs Leben zu bekommen. Doch auch Jahre danach fühlte sich Dora im Dorf noch immer wie ein Mensch zweiter Klasse.

Aber vielleicht, dachte sie jetzt, vielleicht ist das hier ja bald vorbei. Wenn sie die Zulassungsprüfung an der Humboldt-Universität schaffte, würde sie im Herbst nach Berlin ziehen. Dann wäre das ihr letzter Frühling auf dem Stübeckhof. In Gedanken

sah sie sich bereits Abschied nehmen von der Heidelandschaft, die sie umgab. Von den krautigen Wiesen, die sich im Hochsommer, wenn die Besenheide blühte, in ein leuchtend lila Farbenmeer verwandelten. Von den Birken, die die sandigen Wege und die schmalen Bäche säumten, den blühenden Obstbäumen, den lichten Eichenwäldern und den dunkelgrünen Wacholderbüschen, die in dem weiten welligen Gelände wie Zypressen in die Höhe ragten. So bilderbuchschön dieser Teil Deutschlands auch war, der Gedanke, vielleicht für immer von hier fortzugehen, tat Dora nicht weh. Denn dieser Ort war ihr nie ein Zuhause geworden.

In diesem Augenblick erschien ihr die Zukunft so verheißungsvoll wie schon seit vielen Jahren nicht mehr. Und doch gab es etwas, das sie bis jetzt daran gehindert hatte, den Brief zu beantworten und der Universität ihr Erscheinen beim Bewerbungsgespräch zu bestätigen: Niemand in ihrer Familie wusste von ihren aufregenden Plänen. Sie brachte es einfach nicht übers Herz, ihren Eltern und Geschwistern zu sagen, dass sie von ihnen weggehen und nach Berlin ziehen wollte. Nach Ostberlin, in die ehemalige sowjetische Zone.

Dora war nie feige gewesen. Bisher hatte sie in ihrem Leben stets mutig für ihre Ideen und Überzeugungen gekämpft, wie aussichtslos das auch gewesen sein mochte. Aber dieses Mal fiel es ihr schwer. Diesmal ging es nicht um sie, sondern um die anderen. Denn die Twardys gehörten zusammen. Das war immer das Credo der Familie gewesen, seitdem der Vater im Sommer 1945 aus der Kriegsgefangenschaft nach Hause gekommen war. Dora erinnerte sich nur zu gut noch an all die Schrecken, die sie seitdem mitgemacht hatten. Völlig unerwartet hatten sie von einem Tag auf den anderen den heimatlichen Gutshof in Ostpreußen verlassen müssen, nachdem ihnen mitgeteilt worden war,

dass der alte Familienbesitz, dessen Pracht längst dahin war, nun neuen polnischen Eigentümern gehörte. Zusammen mit all den anderen hungernden und zerlumpten Vertriebenen hatten sie in einem überfüllten Güterwaggon gesessen, der sie nach einer wochenlangen Irrfahrt irgendwann in der Nähe von Berlin vor den Toren eines Flüchtlingslagers ausgespuckt hatte. Sie hatten auch die Zeit in den zugigen Baracken überstanden, waren Monate später in einem klapprigen Bus mit dem wenigen Gepäck, das ihnen geblieben war, hergebracht worden, zu diesem gedrungeenen, reetgedeckten Bauernhaus mit seinen verklinkerten Fachwerkwänden, den verzierten Windbrettern am Giebel und den weißen Sprossenfenstern. Sicher war dieser Hof früher einmal ein Schmuckstück gewesen, doch die Besitzer hatten notwendige Reparaturen lange vernachlässigt, sodass er jetzt verwahrlost und baufällig wirkte. Seit damals lebten die Twardys in diesen beiden Kammern unter dem niedrigen Strohdach, wo es im Winter zu kalt und im Sommer zu warm war, und in dem es zu jeder Jahreszeit beständig knackte und raschelte – vom Wind und von den Mäusen, die darin hausten. Aber die Twardys hielten noch immer zusammen. Nur ihr Bruder Erich hatte die Fahrt nicht bis zum Ende mitgemacht. Er war in Berlin geblieben, um sich allein in der Stadt durchzuschlagen. »Kräftige junge Männer wie ich werden überall zum Wiederaufbau gebraucht, hier kann ich mich nützlich machen und liege niemandem sonst auf der Tasche«, hatte er damals gesagt.

Jetzt war er vierundzwanzig, und soweit Dora wusste, ging es ihm gut in der großen Stadt. Auch er hatte früher einmal andere Pläne gehabt, als auf dem Bau Steine zu klopfen, aber der Zusammenbruch nach dem Krieg hatte seiner Schulzeit ein abruptes Ende verpasst und nun war er froh, überhaupt ein Auskommen zu haben. Inzwischen hatte er ein nettes Mädchen ken-

nengelernt und seine Hetti im vorigen Sommer sogar geheiratet. Mitten in der Erntezeit, in der Dora auf dem Hof dringend gebraucht wurde, sodass es für sie unmöglich gewesen war, nach Berlin zu reisen.

So manches Mal, wenn sie sich wieder einmal über Frau Stübeck ärgerte, hatte sich Dora in den vergangenen Jahren gefragt, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn sie es ihrem Bruder gleichgetan hätte und mit ihm in Berlin geblieben wäre. Aber damals war es undenkbar gewesen, ihre Eltern, die so viel durchgemacht hatten, mit den jüngeren Geschwistern allein zu lassen. Sie hatte die Verantwortung gespürt, die auf ihren Schultern lag, seit so vielen Jahren schon. Als sie mitten im Krieg die Leitung des Gutshofes übernommen hatte, war sie fast von einem Tag auf den anderen zum Familienoberhaupt gereift. Wenngleich ihr Vater längst wieder bei ihnen war, so ganz hatte sie die Bürde aus jenen Jahren nie mehr abgelegt. Und jetzt sollte sie tatsächlich den großen Schritt wagen und die anderen zurücklassen? War es Zeit, den eigenen Weg einzuschlagen?

Bevor sie einen Entschluss fassen konnte, ließ eine Windbö die Wäsche an der Leine flattern. Eine Klammer löste sich und ein Betttuch fiel ins Gras. Dora rutschte vom Holzstapel hinunter. Sie hob das Laken auf, bevor es auf die Schafwiese geweht wurde, und steckte es wieder fest. Nach einem letzten Blick auf den Brief schob sie ihn zurück in die Rocktasche und machte sich auf den Weg in Richtung Hühnerstall.

• • •

In dieser Nacht träumte Dora von Ostpreußen. Und von Curt.

Es war Sommer, und sie und Curt ritten zusammen über die Wiesen, die das Gehöft der Twardys umgaben. Wie gut er auf dem

großen Pferd aussieht, dachte Dora im Traum, als hätte er sein Leben lang nichts anderes getan, als mit ihr auszureiten. Dabei wusste sie doch, dass Curt normalerweise sein Auto bevorzugte, einen schicken weinroten Opel Olympia, in dem sie oft genug an seiner Seite herumgekurvt war. Auf dem leicht abfallenden Gelände vor ihnen standen in langen Reihen die Heuhocken, wie kopflose Gestalten. Zur Linken erstreckte sich ein schier endloses Roggenfeld, auf dem die kräftigen Ähren im leichten Sommerwind wogten wie Wellen auf dem Meer. Am Waldrand schimmerte ein See im Nachmittagslicht, rund und ruhig, wie ein großes blaues Auge. Der Blick ging weit über die sanfte Hügellandschaft bis zu dem dunkel bewaldeten Horizont, ein Farbrausch in Gelb und Grün mit bunten Tupfern von Mohn- und Kornblumen. Hinter den mächtigen Linden, die die Auffahrt zum Anwesen der Twardys säumten, waren nur die roten Dächer von Gutshaus und Scheune zu erkennen. Der Hof war umgeben von Pferdekoppeln, auf denen sich Dutzende Trakehner tummelten. »Komm, Dora!« Im Traum hörte Dora Curts Stimme. »Beeilen wir uns. Wir wollen doch noch zum Tanzen in den Königsberger Jazzkeller. Hörst du? Die Musik spielt schon!«

Plötzlich und so selbstverständlich, wie es nur in Träumen möglich ist, standen sie im Jazzkeller von Königsberg. Der niedrige Raum vibrierte förmlich von der lauten Musik, die die siebenköpfige Kapelle zum Besten gab, und vom Gelächter und Geschrei der vielen Leute, die dicht an dicht über die Tanzfläche kreisten. Es war Swingmusik, »Sing, Sing, Sing« von Benny Goodman, Doras Lieblingslied. Sie erkannte es sofort. Trompeten und Posaunen schmetterten, das Schlagzeug hämmerte, die Musiker schienen einander überbieten zu wollen im Wettstreit der Instrumente. Der packende Rhythmus erfasste Dora bis in die Fingerspitzen. Schon wirbelte sie in Curts Armen lachend über die Tanz-

fläche. Immer schneller ging die Trommel, immer lauter lärmten die Trompeten und Posaunen ...

Dora schlug die Augen auf. Da waren keine Trompeten und Posaunen. Stattdessen schepperte der kleine Wecker auf ihrem Nachttisch erbarmungslos. Matt streckte sie den Arm aus und tastete mit der Hand über das Tischchen, bis sie den Wecker fand und ausschaltete. Stille. Nur ihr Herz pochte laut. Sie blinzelte. Graues Morgenlicht drang durch einen Spalt zwischen den Fenstervorhängen ins Zimmer. Halb sechs, Zeit zum Aufstehen. Erschöpft ließ sie sich zurück ins Kopfkissen sinken, noch ganz verwirrt von den Hirngespinnsten der Nacht. Sie hatte also wieder von zu Hause geträumt und von Curt, wie so oft. Und wie jedes Mal, wenn sie davon erwachte, ließ sie dieser Traum in tiefer Melancholie zurück. So klar sah sie jedes Detail vor sich, so deutlich hörte sie Curts Stimme, als wäre er bei ihr. Als hätte es diesen mörderischen Krieg und seine Folgen nie gegeben. Dabei war es nun schon sieben Jahre her, dass Ostpreußen nicht mehr zu Deutschland gehörte, sondern zu Polen und zu Russland. Und der Jazzkeller von Königsberg, in dem sie damals so oft mit Curt von Thorau getanzt hatte, lag vermutlich immer noch unter den verkohlten Trümmern begraben, die die Bombennächte des Krieges von der hübschen Provinzhauptstadt übrig gelassen hatten.

Dora fuhr sich mit dem Handrücken über die Lider. Sie spürte ein Brennen in den Augenwinkeln. Der Verlust der Heimat und das bedrückende Leben auf dem Stübeckhof wären leichter zu ertragen, wenn nur Curt an ihrer Seite wäre.

Wie viele tausend Mal hatte sie sich schon gefragt, wo er geblieben sein mochte, dieser Mann, der sich an diesem merkwürdigen Tag im Sommer 1944 im Hof des Gutshauses so hastig von ihr verabschiedet hatte und dessen Spuren sich in den Wirren der folgenden Jahre verloren hatten.

Leise richtete Dora sich auf und schaltete das kleine Messinglämpchen neben ihrem Bett an. Der tütenförmige, stoffbezogene Lampenschirm verbreitete ein schwaches gelbliches Licht. Sie sah hinüber zu dem anderen Bett an der gegenüberliegenden Wand. Trotz des Weckerklingelns schlief Clara noch. Ruhig und regelmäßig hob und senkte sich die Bettdecke. Von dem Mädchen selbst war nur ein Schopf hellbraun geringelter Haare auf dem Kopfkissen zu sehen. Auf dem Bett daneben rollte sich ihre Schwester Marianne auf die andere Seite und zog sich die Decke über die Ohren. »Mach schnell, Dora, und lass mich noch ein bisschen schlafen«, murmelte sie.

Dora wollte aufstehen, doch dann zögerte sie. Behutsam, um kein Geräusch zu machen, zog sie die Schublade ihres Nachtschrankes auf, nahm einen ausgeschnittenen Zeitungsartikel heraus und faltete ihn auseinander. Das Papier war ganz abgegriffen und auf zwei Seiten eingerissen, weil sie es schon so oft in die Hand genommen hatte. Curts Gesicht war auf dem Foto nur noch zur Hälfte zu sehen. Aber er war es, daran bestand kein Zweifel. Sein letztes Lebenszeichen. »Fotograf der Hoffnung«, stand in der Titelzeile. Den Text darunter kannte Dora beinahe auswendig.

Jahrelang habe er das Grauen und das Elend des Krieges fotografiert, sagt Curt von Thorau. Jetzt möchte er die Hoffnung und die Zuversicht der Menschen zeigen. Mit seinen Bildern ist er zum Chronisten des Lagerlebens geworden, er hält den Alltag der Vertriebenen und Kriegsheimkehrer fest ...

Das Datum am oberen Rand des Artikels war kaum noch zu erkennen, so ausgefranst war das dünne Papier vom vielen Anfasen: 16. Juli 1945. Dieser Artikel war der Beweis, dass Curt den Krieg überlebt hatte. Wie glücklich war sie gewesen, als sie diesen

Bericht ein paar Monate später an der Informationswand der Flüchtlingsbaracke entdeckt hatte, im folgenden Herbst, als sie zusammen mit dem Rest ihrer Familie gerade in einem der Vertriebenentransporte von Ostpreußen in den Westen gekommen war. »Der Fotograf hat versprochen, spätestens im nächsten Monat zurückzukommen«, hatte ihr die Betreuerin des Lagers damals versichert.

Die Worte der Frau hatten Dora mit so viel Zuversicht erfüllt. Die Gewissheit, dass sie und Curt einander wiederfinden würden, nachdem sie durch den Krieg und die Naziherrschaft auseinandergerissen worden waren, ließ sie damals allen Kummer, den sie erlitten hatte, und alles Elend, das sie umgab, vergessen. Aber sie hatte vergeblich auf ihn gewartet. Woche um Woche verging, und Curt war nie mehr aufgetaucht. Ein paar Monate danach hatte Dora mit ihrer Familie das Lager verlassen müssen und war nach Westdeutschland gebracht worden, hierher zum Stübeckhof, während Curt wie vom Erdboden verschluckt blieb. Was mochte passiert sein? Warum hatte er sich nie wieder bei ihr gemeldet? Er liebte sie doch. Und er wusste, dass sie ihn, trotz allem, was gewesen war, auch noch immer liebte. Und dass Dora seine Tochter, die seine sterbende Frau ihr in die Arme gedrückt hatte, aufzog, als wäre sie ihr eigenes Kind. Er musste doch auch Clara endlich wiedersehen wollen. Warum hatte sie nie etwas von Curt gehört? Lebte er überhaupt noch? Es gab so viele Fragen, die sie seit Jahren quälten und auf die sie keine Antwort wusste.

Dora hörte Stimmen unten im Haus, das Geräusch von Schritten und Türen, die geöffnet und geschlossen wurden. Ein neuer Arbeitstag auf dem Stübeckhof begann. Die alte Bäuerin erwartete sie sicher schon im Kuhstall zum Melken. Wenn sie sich nicht beeilte, blieb ihr keine Zeit, um vorher wenigstens noch schnell in der Küche eine Tasse Kaffee zu trinken. Rasch legte Dora den ab-

gegriffenen Fetzen Papier zurück in die Nachttischschublade und stand auf.

Flüchtig wusch sie ihr Gesicht über der mit Wasser gefüllten Blechschüssel, die sie sich am Abend zuvor auf dem Tisch am Fenster bereitgestellt hatte, und trocknete sich ab. Sie nahm ihr graues Arbeitskleid von der Stuhllehne und zog es an. Während sie sich die dunklen Locken zu einem praktischen Zopf zusammenband, betrachtete sie ihre eigene magere Gestalt in dem schmalen, fleckigen Spiegel an der Zimmertür. Selbst im Halbdunkel des Raumes sah sie, wie schäbig das Kleid war. Es hing wie ein Sack an ihrem Körper. Sie hatte es sich vor einigen Jahren mehr schlecht als recht aus einer alten Wehrmachtsuniform geschneidert, im ersten Jahr nach dem Krieg, weil andere Stoffe einfach nicht zu bekommen gewesen waren. Auch ein alter Vorhang und ein zerrissener Bettbezug waren damals noch gut genug gewesen, um mit der Hilfe ihrer Mutter eine Bluse für sich und einen Rock für Clärchen daraus zu nähen. In jener schweren Zeit war sie froh um jedes Kleidungsstück gewesen und hatte sich nicht darum gekümmert, ob sie darin hübsch aussah oder nicht. Allein sauber und ordentlich gebügelt mussten die Sachen sein. Wir mögen unsere Heimat verloren haben, sagte sie, wenn Clara kopfschüttelnd beobachtete, wie sie das heiße Plätteisen über eine gestopfte Stelle im Stoff strich, aber niemand soll behaupten, dass wir nicht ordentlich gekleidet sind. Inzwischen war die schlimmste Zeit des Neubeginns in der Fremde zum Glück vorbei und Dora besaß ein paar bessere Kleider, aber die galt es zu schonen. Für die schmutzige Stallarbeit war der graue Lumpen gut genug.

Was wäre ich heute, wenn der Krieg nicht gewesen wäre, ging es Dora durch den Kopf. Eine Gutsherrin mit einer eigenen Familie vielleicht, wohlhabend und sorglos, so wie ihre Mutter damals,

der eine ganze Riege von Hausangestellten zu Diensten war und die ihre Tage damit verbrachte, Damasttischdecken oder feine Taschentücher zu besticken? Oder hätte sie Curt geheiratet und ihn auf seinen Fotoreportagen begleitet, wäre sie an seiner Seite zu den aufregendsten Orten der Welt gereist? Vielleicht hätte sie auch, wie es ihr Kindheitstraum gewesen war, ihr Leben den Pferden gewidmet und wäre eine erfolgreiche Springreiterin geworden. So viele Möglichkeiten hatte sie gehabt und so viele Träume. Keiner davon war Wirklichkeit geworden. Dora legte die Haarbürste weg, nahm die verwaschene Schürze vom Haken und band sie sich mit einer energischen Bewegung um. Sie durfte den alten Zeiten nicht länger nachtrauern. Sie hatte doch ein neues Ziel. Warum wagte sie es nicht, endlich die Chance zu einem Neuanfang zu ergreifen?

2.

»Na, sieh mal einer an, und ich dachte schon, das feine Fräulein steht heute gar nicht mehr auf.«

Frau Stübeck stand mit einem Reisigbesen in der Hand im Stallgang, als Dora hereinkam. Wie jeden Tag trug die Bäuerin eine grobe Strickjacke über ihrem schlichten Kittelkleid und ein geblühtes, unter dem Kinn zusammengebundenes Kopftuch. Sie warf Dora einen missmutigen Blick zu. »Höchste Zeit, dass Sie endlich mit dem Melken anfangen. Die Kühe warten schon lange.«

Dora ließ sich von dem mürrischen Tonfall der alten Frau nicht beirren. »Ich bin pünktlich auf die Minute. Hören Sie doch!« Von der Dorfkirche her klang gerade das Sechs-Uhr-Läuten herüber.

Frau Stübeck stieß ein unverständliches Grummeln aus und begann, mit raschen, kräftigen Zügen den Boden zu fegen.

Die ersten Strahlen der Sonne fielen durch die geöffneten Oberlichter in den Stall und ließen die Staubflocken in der Luft silbrig aufleuchten. Unter der hohen Decke schossen pfeifend ein paar Schwalben umher, auf der Suche nach Fliegen oder um ihre Nester unter den Dachbalken für die Brut vorzubereiten. Das Zwitschern der Vögel vermischte sich mit den anderen Geräuschen des Stalls, dem metallischen Klirren der Ketten, mit denen

die zehn schwarz-weiß gefleckten Kühe an ihrem Futterstand festgemacht waren, dem Grunzen der Schweine, die an der gegenüberliegenden Wand in ihrem Koben scharrtten, und dem gelegentlichen Schnauben aus dem Holzverschlag im Raum nebenan, wo die Kaltblutstute stand, die Frau Stübeck im Sommer vor den Erntewagen und im Herbst vor den Pflug spannte. Vom Hof her drang das Gackern der Hühner, das Gurren der Tauben und das Krakeelen der Spatzen herein.

Als Dora diese Geräusche hörte und den warmen, vertrauten Geruch des Stalles einatmete, fühlte sie sich – wie jeden Morgen, wenn sie hereinkam – für einen Moment in ihr früheres Leben auf dem elterlichen Gutshof zurückversetzt. Doch der harsche Ton der Bäuerin rief sie augenblicklich wieder in die Realität.

»Jetzt aber los«, knurrte sie. »Der Milchwagen wartet nicht. Der fährt vorbei, wenn die Kannen nicht draußen stehen.«

»Bis jetzt bin ich noch immer rechtzeitig fertig geworden«, entgegnete Dora leichthin und strich einer Kuh im Vorbeigehen über den weißen Fellwirbel an der Stirn. Dann griff sie nach dem Melkschemel.

»Sie werden die Kannen eigenhändig zur Molkerei tragen, mein Fräulein, wenn Sie den Milchwagen verpassen!«

Dora nickte nur. Schweigend schob sie sich den Schemel zu recht und stellte den Melkeimer auf, um mit der Arbeit zu beginnen.

»Im Übrigen«, fügte Frau Stübeck hinzu und hielt für einen Moment mit dem Fegen inne. »Ich darf Sie daran erinnern, Fräulein Twardy, dass Ihnen die Benutzung meines Badezimmers laut Wohnraumvereinbarung nur bis 22 Uhr zusteht. Gestern Abend habe ich genau gehört, dass um Viertel nach zehn noch Wasser gelaufen ist.«

»Ich habe nur kurz die Schüssel für die Morgenwäsche aufge-

füllt. Das hat keine zwei Minuten gedauert. Und ich hatte die Tür auch gar nicht abgeschlossen. Sie hätten jederzeit hereinkommen können.«

»Was Sie im Badezimmer getan haben, interessiert mich nicht. Ich bestehe darauf, dass Sie die Nutzungsregeln einhalten. Es gilt: Um 22 Uhr ist das Bad frei. Punktum. Ansonsten werde ich das bei der Behörde melden.«

Dora spürte, wie ihr eine heiße Zornesröte in die Wangen schoss, und konnte nicht länger an sich halten.

»Dann melde ich, dass Sie vorigen Mittwoch mit Ihren Kaffeeklatsch-Damen stundenlang die Küche blockiert haben, obwohl Ihnen die Benutzung laut Vereinbarung nur von halb zwölf bis dreizehn Uhr zusteht«, gab sie zurück. »Wir konnten uns überhaupt kein Mittagessen kochen, obwohl die Kinder so hungrig waren, als sie aus der Schule kamen. Und am Sonntag davor haben Sie uns den Herd auch erst mit einer Stunde Verspätung überlassen. Wie kann das sein? Die Wohnraumvereinbarung gilt schließlich auch für Sie!«

»Das ist doch wohl die Höhe! Muss ich mir solche Frechheiten in meinem eigenen Haus und Hof gefallen lassen? Undankbares Pack!«

Frau Stübeck erwartete keine Antwort. Zornig knallte sie den Besenstiel an die Wand und stapfte aus dem Stall.

Dora atmete tief durch. Es verging kaum ein Tag, an dem sie nicht mit der Bäuerin aneinandergeriet. Sosehr sie sich auch bemühte, geduldig zu bleiben, die alte Frau schaffte es immer, dass sie aus der Haut fuhr.

Das Quietschen der Stalltür ließ sie seufzend aufblicken, in der Erwartung, dass die Bäuerin zurückkam, um ihr noch ein paar harsche Anweisungen für den Tag zu geben.

Doch es war ihr Vater, der den Stall betrat.

»Guten Morgen, Dora! Was ist denn los? Frau Stübeck macht ja ein Gesicht wie saure Krautbrühe. Habt ihr euch wieder gestritten?«

Dora zuckte mit den Schultern. »Ich lasse mir ihre Gemeinheiten nicht gefallen. Sie muss sich genauso an die Regeln halten wie wir.« Seufzend fügte sie hinzu: »Ach Papa, ich kann mich nicht daran erinnern, dass du oder Mama jemals mit den Leuten auf unserem Hof so ungerecht umgegangen seid.«

»Das waren andere Zeiten, Dora. Damals waren die Aufgaben klar verteilt. Es gab Herren und es gab Knechte. Nach dem Krieg wurde alles durcheinandergewürfelt. Frau Stübeck ist es nicht gewohnt, Anweisungen zu erteilen, und du bist es nicht gewohnt, Anweisungen zu erhalten. Das ist das Problem.«

»Nein, das ist es nicht, Papa. Es macht mir nichts aus, Anweisungen zu erhalten. Aber diese Frau hasst mich. Sie hat ständig etwas zu nörgeln, ganz gleich, wie gut ich meine Arbeit mache.«

»Ach Dora! Du weißt doch, dass sie es auch nicht leicht gehabt hat in ihrem Leben. Ich glaube, sie ist nie darüber hinweggekommen, dass ihre beiden Töchter so kurz nacheinander an der Spanischen Grippe gestorben sind. Dann hat sie im vorigen Krieg auch noch ihre beiden Söhne verloren und vor ein paar Jahren ihren Mann. Kein Wunder, dass sie verbittert ist.«

»Alle Familien haben Tote zu beklagen, aber sie hat wenigstens in ihrer Heimat bleiben können, als der Krieg zu Ende war«, rief Dora heftig. »Niemand hat ihr Haus und Hof genommen. Niemand hat sie in die Fremde vertrieben. Warum kann sie nicht begreifen, dass alle Deutschen den Krieg verloren haben? Nicht nur die Ausgebombten und die Heimatlosen. Ich habe es so satt, mich wie eine unwillig geduldete Magd behandeln zu lassen. Das ist nicht das Leben, das ich leben möchte!«

Es lag ihr auf der Zunge, ihrem Vater endlich von ihren Studi-

enplänen zu berichten. Doch wie so oft brachte sie es auch diesmal nicht heraus. Etwas im Blick ihres Vaters hatte sich verändert. »Nun, Dora, ich denke, wir müssen die Menschen und die Dinge so akzeptieren, wie sie sind. Glaub mir, mein Mädchen, ich würde alles dafür tun, wenn ich die vergangenen Jahre ungeschehen machen könnte.«

Er wandte sich ab. Dora schwieg und schämte sich ein wenig, dass sie so gereizt auf die Worte der Bäuerin reagiert hatte. Wie viel mehr hatte ihr Vater durch den Krieg verloren, seinen ältesten Sohn, seine Gesundheit, seine ganze wirtschaftliche Existenz, und doch beklagte er sich nie.

Sie beobachtete, wie Josef Twardy durch den Stall schritt. Er bemühte sich aufrecht zu gehen, doch er hinkte schwer, und Dora wusste, wie sehr ihn jeder Schritt schmerzte. Wie immer, wenn sie ihren Vater sah, war sie stolz und gerührt über seine Selbstbeherrschung und doch auch so erschüttert zu sehen, was aus dem stattlichen und wohlhabenden Gutsherrn von einst geworden war. Seine Schuhe waren ausgetreten und löchrig, der abgetragene und an etlichen Stellen geflickte Arbeitsanzug schlotterte um seinen ausgemergelten Körper. Graue Bartstoppeln bedeckten sein Kinn, weil er keine scharfe Rasierklinge mehr besaß, und sein Hals ragte dünn und faltig wie der einer Schildkröte aus dem zerschlissenen Hemdkragen. Sein einst so volles dunkles Haar war schütter und schlohweiß geworden. Doch trotz seines Alters und seiner Hüftverletzung, die er sich im Krieg beim Russlandfeldzug zugezogen hatte, ließ er es sich nicht nehmen, jeden Morgen im Stall mitzuarbeiten.

»Es ist gut, wenn der Mensch eine Aufgabe hat«, pflegte er zu sagen. »Sonst bekommt er nur schlechte Laune.«

Kein Wort davon, dass er früher einmal Herr über etliche Knechte und Mägde gewesen war und die Stallungen meist nur

betreten hatte, um den Leuten seine Anweisungen zu erteilen oder zu kontrollieren, ob sie ihre Arbeit ordentlich machten und es den Tieren gut ging. Heute griff Josef Twardy ohne mit der Wimper zu zucken nach dem Eimer mit den Küchenabfällen, der neben dem Schweinekoben bereitstand, und schüttete den Inhalt in den Futtertrog, worauf sich die drei Sauen geräuschvoll darüber hermachten. Dann nahm er die Mistforke von der Wand.

Dieser Anblick war Dora auf einmal unerträglich.

»Ach Papa, hattest du dir das nicht auch alles anders vorgestellt?«, rief sie von einer plötzlichen Verbitterung erfasst. »Hattest du nicht gehofft, irgendwann einmal wieder einen eigenen Hof zu haben und Pferde, wie früher?«

»Wie soll das gehen, Dora? Meine magere Kriegsversehrtenrente reicht nicht, um hier im Westen Grund und Boden zu kaufen. Solange nicht geklärt ist, ob wir eine Entschädigung bekommen, bleibt mir nichts anderes übrig, als auf diesem Hof auszuhalten. Und irgendwo anders als mit Tieren in der Landwirtschaft zu arbeiten, kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen.«

»Ich weiß, Papa. Ich auch nicht. Aber du solltest eigentlich gar nicht mehr arbeiten mit deinem kranken Bein.«

Statt einer Antwort zuckte ihr Vater nur mit den Schultern. Wortlos schaufelte er den Mist auf den Schubkarren und schob ihn dann humpelnd den Stallgang entlang. An der Tür blieb er stehen und sah sich noch einmal um.

»Sag, Dora, bereust du es, dass wir nach dem Krieg nicht nach Argentinien ausgewandert sind? So wie es deine Freunde Elli und Wilhelm gemacht haben? Man hätte uns einen günstigen Kredit für den Aufbau einer Pferdezucht geboten. Vielleicht ginge es uns in Südamerika jetzt besser als hier. Ich denke manchmal darüber nach. War es ein Fehler, in Deutschland zu bleiben?«

»Nein, Papa! Das war kein Fehler. Nicht um alles in der Welt

wollte ich nach Amerika. Ich will nicht in einem fremden Land am Ende der Welt leben, ich will hierbleiben.«

Ihr Vater nickte erleichtert. »Ja, so ähnlich sieht es deine Mutter auch.«

Dora sah ihm zu, wie er die Stalltür öffnete und die Mistkarre nach draußen schob.

Nein, sie wollte nicht nach Argentinien, so verlockend es auch klingen mochte, wieder einen großen Gutshof zu haben mit Pferdekoppeln und Rinderweiden bis zum Horizont. Im fernen Argentinien würde Curt sie niemals finden.

Als Dora mit dem Melken fertig war, hob sie den Eimer hoch, goss die Milch durch ein sauberes Tuch in die letzte der großen Blechkannen und setzte den Deckel darauf. Den Milchschaum, der im Tuch hängen geblieben war, kippte sie in eine flache Schüssel, damit die Stallkatzen etwas zum Naschen hatten, die auch gleich herangelaufen kamen und ungeduldig um ihre Beine strichen. Dann schleppte sie die Kannen hinaus, immer zwei auf einmal, und stellte sie neben dem offenen Hoftor in den mit frischem Wasser gefüllten Brunnentrog, damit die Milch abkühlte. Als sie alle Kannen herausgebracht hatte, tauchte sie auch ihre Hände in das kalte Wasser und rieb sich noch ein wenig die Finger, die von der schweren Last, die sie an den dünnen Henkeln trugen, ganz weiß und taub geworden waren. Das Klingeln einer Fahrrad-schelle ließ sie aufsehen.

Es war der Briefträger, der wie jeden Morgen die staubige Dorfstraße entlangradelte, die Schöße seiner offenen Postuniformjacke flatterten im Fahrtwind. Dora winkte ihm zu. Er war einer der wenigen Menschen in der Umgebung, der den Twardys stets freundlich begegnete.

Vor dem Hoftor bremste er ab. »Guten Morgen, Fräulein Twardy!«

»Guten Morgen, Herr Schulte. Haben Sie Post für uns?«

»Jawohl. Das meiste ist zwar wie immer für die Bäuerin, aber diesmal ist auch was für Sie dabei. Ein dicker Brief aus Argentinien, wenn mich der Poststempel nicht täuscht. Bitte sehr.« Er reichte ihr den Stapel Post.

»Ach, wie schön. Gerade habe ich mit meinem Vater noch über meine Freundin Elli gesprochen. Soll ich Ihnen die hübschen Briefmarken wieder ausschneiden? Die bekommen Sie morgen.«

»Oh, gerne. Damit machen Sie einen Sammler sehr glücklich.«

Herr Schulte tippte sich zum Gruß mit zwei Fingern gegen den Schirm seiner blauen Kappe und fuhr weiter dem Dorf zu.

Dora schob die Briefe ungesehen in ihre Schürzentasche und machte, dass sie ins Haus kam. Es war höchste Zeit, nach den Kindern zu sehen, damit sie pünktlich zur Schule kamen. Doras Zwillingbrüder saßen neben Clara an dem langen, blank gescheuerten Eichentisch in der großen Bauernküche, als sie hereinkam. Sie hielten ein angebissenes Marmeladenbrot in der einen, ein Kakaoglas in der anderen Hand. Fast wie Geschwister sahen die drei aus und so waren sie auch aufgewachsen. Verstohlen betrachtete Dora sie, während sie sich im Spülstein die Hände wusch. Klaus und Arno, die sich wie ein Ei dem anderen glichen, waren schlaksige junge Burschen von fast siebzehn Jahren, die Dora bereits um einen halben Kopf überragten. Doch ihre strubbeligen blonden Haare, ihre Stupsnasen und die vielen Sommersprossen verliehen ihnen noch immer das Aussehen von frechen kleinen Jungen. Und zum Bedauern ihrer Eltern verhielten sie sich auch meist so. Claras Wangen waren ebenfalls von leichten Som-

mersprossen betupft, hellbraune Locken kringelten sich um ihr zartes Gesicht mit den großen dunklen Augen. So viel Schlimmes hatte sie mit ihren acht Jahren schon erlebt, und doch war sie immer ein freundliches Kind mit einem sonnigen Gemüt geblieben. Dora bewunderte sie sehr dafür. Manchmal, wenn sie Clara ansah, so wie jetzt, dann dachte sie daran, wie unglücklich sie damals gewesen war, als sie erfahren hatte, dass Curt und Wilma ein Kind bekamen. Und schämte sich noch heute für die Gedanken, die sie damals gehabt hatte. Wie sehr hatte sich die Welt seither verändert. Und wie sehr hatte sie sich verändert. Mehr als Clara konnte sie auch ein eigenes Kind nicht lieben.

Die gepackten Schultaschen der drei standen neben der Tür. Durchs Fenster sah Dora den gebeugten Rücken ihrer Mutter, die vor dem Haus dabei war, den Streifen Gemüsebeet zu harken, das die Bäuerin ihnen nach anfänglichem Protest zugestanden hatte.

Marianne war schon unterwegs. Doras jüngere Schwester arbeitete nicht auf dem Stübeckhof, sondern fuhr jeden Morgen mit dem Postbus nach Celle. In der nahen Stadt mit den unzähligen hübschen Fachwerkhäusern, die durch den Krieg kaum beschädigt worden war, hatte sie vor Kurzem eine Stelle als Bedienung in einer Bäckerei angetreten. »Da riecht es wenigstens nicht nach Schaf«, hatte sie Dora wissen lassen. »Dafür nehme ich die lange Busfahrt gerne in Kauf.« Mariannes Abneigung gegen die Stallarbeit war Dora nichts Neues. Schon zu Hause in Ostpreußen hatte ihre Schwester, so gut es ging, einen Bogen um die Ställe und Scheunen des Gutshofes gemacht und sich lieber mit einer Handarbeit oder anderen häuslichen Tätigkeiten beschäftigt, während Dora jede freie Minute bei den Pferden verbracht hatte. Und doch war Mariannes Job ein Glücksfall für die Familie. Denn sie durfte abends oft einen Laib Brot oder anderes Gebäck vom Vortag mit

nach Hause nehmen, das im Laden nicht mehr verkauft werden konnte.

Dora warf die Briefe auf den Tisch, nahm die große blaue Emaillekanne und goss sich Kaffee in eine Tasse. Dann setzte sie sich und genoss den ersten Schluck nach der Stallarbeit. Der Kaffee war dünn, denn Röstbohnen kosteten noch immer viel Geld und mussten sparsam verwendet werden, aber immerhin war es echter Kaffee. Sie nahm Elsbeths Brief in die Hand, der zuoberst auf dem Stapel lag. Wie immer freute sie sich, wenn sie die mädchenhafte Handschrift ihrer Freundin sah. Sie war einfach eine treue Seele! Auch die Tausende von Kilometern, die zwischen ihnen lagen, konnten ihrer Freundschaft, die seit Kindertagen bestand, keinen Abbruch tun. Elsbeth schrieb fleißig, mindestens einmal im Monat, obwohl sie inzwischen selbst eine Familie und viel zu tun hatte. Dora hatte deswegen ein schlechtes Gewissen. Von jeher war sie keine eifrige Briefschreiberin, und sie schickte nur wenige Male im Jahr Antwortpost nach Argentinien. Umso mehr freute sie sich, wenn sie von Elsbeth hörte, und vertiefte sich nun in ihren ausführlichen Bericht, während sie ab und zu an ihrem Kaffee nippte.

»Da ist noch mehr Post für dich«, stellte Clara fest, die inzwischen die restlichen Briefe durchgesehen hatte. »Ich glaube, da ist jemand gestorben. Da ist nämlich ein Kreuz auf dem Umschlag.«

Dora erschrak.

»Nein«, erklärte Klaus. »Wenn jemand gestorben wäre, dann wäre das Kreuz schwarz und nicht rot.«

»Was sagt ihr? Rot? Post vom Roten Kreuz? Hat der Suchdienst endlich geantwortet?« Dora ließ Elsbeths Schreiben fallen und nahm Clara den Brief ab. Sie unterdrückte einen Freudenschrei. Tatsächlich. Da war er endlich! Der Brief, auf den sie schon so lange wartete. Fast zwei Jahre war es her, seit sie dem Suchdienst

des Roten Kreuzes geschrieben hatte, um sich nach dem Verbleib von Curt zu erkundigen. Sie wusste, dass Millionen Deutsche über diese Organisation nach vermissten Verwandten und Freunden forschten. Viele Tausend Menschen waren ausgebombt, verschleppt oder vertrieben worden. Es dauerte natürlich seine Zeit, sich um all diese Anfragen zu kümmern. Aber so lange? Zuletzt hatte sie gedacht, sie würde nie mehr eine Antwort bekommen. Und nun doch!

Sie unterdrückte den Impuls, den Umschlag sofort aufzureißen. Was, wenn darin eine schlechte Nachricht stand? Nein, es war besser, den Brief zu lesen, wenn sie allein war. Sie musste warten, bis die Kinder zur Schule aufbrachen. Denn immerhin ging es um das Schicksal von Claras Vater. Etwas so Bewegendes konnte man nicht einfach mal eben zwischen Frühstücksbrot und Schulweg besprechen.

Als sich die drei Kinder wenig später auf den Weg ins Dorf gemacht hatten, räumte Dora so schnell es ging die Küche auf. Dann rannte sie, mit den Briefen in der Hand, hinauf in ihre Kammer und warf sich aufs Bett.

Hastig riss sie den Umschlag mit dem roten Kreuz auf und faltete den Briefbogen auseinander. Sie überflog den kurzen Text, bis sie an die Stelle kam, die ihr Herz flattern ließ:

»Folgende Angaben über den Verbleib des Vermissten liegen uns vor: Der von Ihnen gesuchte Herr Curt von Thorau, geboren am 5. November 1911 in Königsberg, war zuletzt im Juli 1945 unter folgender Adresse gemeldet: Laurinstraße 93, Berlin-Ost. Ob diese Anschrift noch zutrifft, können wir nicht beurteilen.«

Dora hielt den Atem an. Endlich. Sie hatte ein Lebenszeichen von Curt. Nach all der Zeit. Und zwar aus Berlin. Schon wieder Berlin.

Wieder und wieder ließ sie ihren Blick über die Zeile wandern, in der Curts Berliner Adresse stand. Nun wusste sie, wo sie ihn suchen würde. Nach so vielen Jahren des Zweifelns und Haderns würde sie endlich erfahren, was geschehen war. Dora lächelte. Auf einmal war sie ganz ruhig. Laurinstraße 93, Berlin-Ost. Ja, damit war es entschieden. Sie würde den großen Schritt wagen. Sie würde die Aufnahmeprüfung an der Humboldt-Uni machen. Sie würde bestehen. Sie würde studieren und eine gute Tierärztin werden. Sie würde Curt finden. Sie würden glücklich werden miteinander. Das war ihr Plan. Es war Zeit, ihren Eltern davon zu erzählen.

3.

»Und dann auch noch ausgerechnet nach Ostberlin! In die sowjetische Zone!« Vera Twardy sah von der Strickarbeit in ihren Händen auf und betrachtete ihre älteste Tochter mit versteinierter Miene. »Du willst allen Ernstes zu den Russen gehen? Nach allem, was sie uns damals angetan haben?«

»Ich gehe doch nicht nach Russland, Mama. Es ist Deutschland. Ostdeutschland, ja. Aber da treiben sich längst keine zwielichtigen russischen Soldaten mehr herum wie nach dem Krieg.«

Es war früher Abend. Dora hatte den Eltern und Marianne gerade von ihren Studienplänen erzählt. Durch das offene Fenster der Dachstube drang von draußen Claras fröhliches Juchzen herein. Die Zwillinge hatten tags zuvor an dem Kastanienbaum im Hof eine Schaukel aus zwei langen Stricken und einem Holzbrett angebracht und nun machten sich die Jungen einen Spaß daraus, das Mädchen hin und her schwingen zu lassen.

»Höher! Noch höher!«, schrie Clara übermütig. Ihre vergnügte Kinderstimme und das Lachen der Zwillinge passten so gar nicht zu dem bestürzten Schweigen, das für einen Moment oben in der stickigen Kammer herrschte.

»Ich begreife dich nicht, Dora.« Vera Twardy stieß einen tiefen Seufzer aus und versank noch tiefer in den verschlissenen grünen Polstern des Sessels. Es tat Dora in der Seele weh, ihre Mutter so

zu sehen. Nichts erinnerte mehr an die schöne, kultivierte und selbstbewusste Gutsherrin, die Vera Twardy einst gewesen war. Die Nöte und Entbehrungen in Kriegszeiten und die Strapazen der vergangenen Jahre hatten tiefe Linien in ihr Gesicht gegraben. Mit ihrem schlichten Kittelkleid und den dünnen grauen Haaren, die sie wie eh und je zu einem Knoten im Nacken zusammengeschlungen trug, sah sie beinahe aus wie eine Greisin, obwohl sie erst Ende fünfzig war. Während sich ihr Vater nüchtern und – zumindest nach außen hin – klaglos den neuen Lebensumständen im Westen angepasst hatte, hatte sich ihre Mutter von dem Verlust der ostpreußischen Heimat nie wieder richtig erholt. Sie konnte stundenlang schweigend in ihrem Sessel sitzen und reglos vor sich hin starren. Dann wusste Dora, dass Vera Twardy vor ihren Augen eine Welt sah, die längst untergegangen war, verschwunden hinter einem undurchdringlichen Eisernen Vorhang. Nur in Veras Fantasie, der sie sich immer häufiger hingab, existierte der Gutshof der Twardys noch in all seiner Pracht.

Einen Augenblick lang ließ Dora ihre Blicke durch die schäbige Kammer wandern, in der sie seit sechs Jahren wohnten. An der einen Seite stand das große Bett, in dem ihre Eltern schliefen und dem ein Bein fehlte. Stattdessen steckte ein Stapel Ziegelsteine darunter. Daneben war ein Schrank ohne Türen, der den Blick auf die gesamte Habe der Familie freigab: Kleider, Schuhe, Wäsche, ein paar Bücher. Mitten im Raum befand sich ein Holztisch, auf dem eine Kanne und eine Blechschüssel standen. Am Tisch saß Marianne, die gerade damit beschäftigt war, ein Loch in einem Strumpf zu stopfen. An der Wand stand der grüne Sessel ihrer Mutter. Das war alles. Durch die geöffnete Tür konnte Dora in das Zimmer blicken, das sie sich mit Clara und Marianne teilte und das auch nur mit dem Nötigsten möbliert war. Zum Schlaf-

raum der Zwillinge führte von dort eine Leiter in den kaum schulterhohen Spitzboden unter dem Dach.

Dora kam es auf einmal so vor, als sähe sie das alles zum ersten Mal. Als sie damals hierhergebracht worden waren, hatte man der Familie gesagt, es wäre nur vorübergehend. Das war im Herbst 1945 gewesen. Aber das Einzige, das vorübergegangen ist, war mein Leben, dachte Dora jetzt von einer jähen Bitterkeit erfasst. Jahr für Jahr hatte sie gehofft, dass sich etwas verbessern würde. Dass sie eine bessere Unterkunft erhalten würden, eine bessere Arbeitsstelle. Aber alles Hoffen und Bemühen war vergeblich gewesen. Zu viele Menschen brauchten Wohnraum und Anstellung, all die Tausenden Ausgebombten, Vertriebenen und Kriegsheimkehrer. Es gab einfach nicht genügend Arbeitsplätze und Wohnungen für alle. Aber irgendwann musste dieses Provisorium doch vorbei sein. Irgendwann musste es doch wieder bergauf gehen in ihrem Leben! Das Studium in Ostberlin gab ihr die Chance dazu. Sie würde sie nicht verstreichen lassen.

»Bitte mach dir keine Sorgen, Mama.« Dora stand auf und ließ sich auf der Armlehne des Sessels nieder. Liebevoll strich sie über die altersfleckigen Hände ihrer Mutter, die reglos das Strickzeug hielten. »Der Krieg ist lange vorbei. In Berlin kann man sich frei bewegen. Es ist immer noch eine Stadt, trotz der verschiedenen Besatzungszonen. Das weiß ich von Erich. Die Bahnen sausen kreuz und quer herum, sagt er, egal ob oberirdisch oder unterirdisch, da merkt man kaum, in welchem Sektor man sich befindet. Bitte versteht mich doch! Ich möchte nicht nur von einer schönen Zukunft träumen, ich möchte sie in die Hand nehmen. Ich möchte doch den Rest meines Lebens nicht als Hilfsarbeiterin auf diesem Hof verbringen und mich den ganzen Tag von der alten Bäuerin anmeckern lassen. Ich möchte etwas schaffen, etwas leisten. Ein paar Jahre lang werde ich hart arbeiten müssen, wenn

ich den Studienplatz bekomme. Aber dann – dann werde ich hoffentlich bald Tierärztin sein, und dann geht es uns allen besser.«

Josef Twardy, der gerade noch am Fenster gestanden und hinausgesehen hatte, begann, in der kleinen Stube auf und ab zu gehen, sodass die Holzdielen unter seinen Schuhen knarzten. Er konnte sich jeweils nur wenige Meter bewegen, um nicht mit dem Kopf gegen die Dachschräge zu stoßen.

»Ich begreife ja, dass du studieren möchtest, liebe Dora. Und ich bin überzeugt, dass du eine gute Tierärztin werden wirst, aber weshalb gehst du nicht nach Hannover oder wenigstens an diese neue Freie Universität in Westberlin?«

»Ich hatte mich auch dort beworben, aber von beiden Unis habe ich eine Absage bekommen, Papa. Die Unis in Westdeutschland nehmen kaum Frauen auf, zumal, wenn sie in meinem Alter sind und ein Kind haben, so wie ich. Für unsereins scheint in diesen Zeiten eher der Platz an der Seite eines Mannes vorgesehen zu sein. Aber ich möchte doch so viel mehr. Bitte versteht mich. Eine solche Chance bekomme ich nie wieder. Die Humboldt-Uni in Ostberlin, die fördert gerade die Bildung von Frauen, und sie ist schon immer eine der renommiertesten Universitäten Deutschlands gewesen, die besten Wissenschaftler haben dort gelehrt und geforscht, da möchte ich etwas lernen.«

Ihr Vater fiel ihr ungehalten ins Wort: »Etwas lernen ... Wie naiv du bist! Den Kommunismus werden sie dir da beibringen!«

»Ach was, Papa. Kranke Tiere heilt man überall gleich, egal, an welches gesellschaftliche System man glaubt. So ein Studium der Veterinärmedizin hat nun wirklich nichts mit Kommunismus zu tun.«

»Wenn du dich da mal nicht täuschst«, murmelte er, aber Dora ließ sich nicht unterbrechen: »Und außerdem: In der Ostzone kann man studieren, unabhängig vom Einkommen der Eltern.«

Da erhalten alle Studenten ein Stipendium, das hat man mir versichert. Sodass ich nebenbei gar nicht zu arbeiten brauche und mich ganz auf das Lernen konzentrieren kann. Und Clara könnte einen Platz in einem Kinderhort bekommen, während ich in den Vorlesungen sitze. Was die Möglichkeiten für Frauen angeht, sind sie sehr fortschrittlich dort.«

»Du willst Clärchen mit nach Berlin nehmen?« Die Stimme ihrer Mutter klang plötzlich heiser, so als wäre sie schwer erkältet.

Dora nickte. »Ja, Mama. Natürlich. Was denn sonst! Du weißt, dass ich sie wie meine eigene Tochter liebe, wir gehören zusammen. Man wird dort bestimmt gut für sie sorgen. Und außerdem ...« Dora räusperte sich. Eine leichte Röte breitete sich auf ihren Wangen aus. »Es gibt noch einen Grund, weshalb ich nach Berlin gehen möchte, und weshalb Clara unbedingt mitkommen muss: Curt wohnt in Berlin. Jedenfalls ist das die letzte Adresse, die es von ihm gibt. Ich habe endlich Antwort vom Roten Kreuz bekommen. Ich will ihn finden.«

»Curt von Thorau?« Vera Twardy sprach jede Silbe einzeln aus. Sie schüttelte konsterniert den Kopf. »Ich wusste gar nicht, dass Clärchens Vater überhaupt noch lebt, nach all den Jahren, in denen er nichts mehr hat von sich hören lassen.«

»Ich wusste es auch nicht, aber jetzt habe ich einen Anhaltspunkt, wo ich ihn suchen kann.« Dora zog den Brief des Roten Kreuzes aus ihrer Rocktasche und las ihren Eltern den Text vor. »Bestimmt wird bald alles gut, Mama«, schloss sie, während sie das Blatt wieder zusammenfaltete.

»Ich weiß nicht, was daran gut sein soll, dass du mit dem Kind in die fremde große Stadt ziehst.« Vera Twardy sah ihre Tochter nicht an, während sie sprach. Argwöhnisch krauste sie die Stirn. Dann nahm sie ihre Strickarbeit wieder auf und ließ die Nadeln schneller klappern als vorher. »Clärchen ist auf dem Land aufge-

wachsen, erst auf unserem Hof in Ostpreußen und jetzt hier. Hör doch nur, wie viel Spaß sie da draußen an der frischen Luft hat. Was soll sie in Berlin? Die vielen Menschen, der Lärm, der Dreck und der Trubel der Großstadt würden sie krank machen. Zumal du den ganzen Tag an der Uni sein wirst.«

»Darüber habe ich auch schon nachgedacht, Mama. Aber sie wird sich daran gewöhnen. Es ist nicht alles schlecht in der Stadt. Sie wird schnell neue Freundinnen finden, da bin ich mir sicher. Sie ist ein aufgewecktes Mädchen. Es gibt Parks und Spielplätze in Berlin. Und Kinos und Theater und einen Zoo. Und Erich ist schließlich auch da. Aber das Wichtigste ist, dass Clara endlich ihren Vater wiedersehen wird. Sie kennt ihn ja eigentlich gar nicht. Denkt doch mal, sie war noch ein Baby, als er sie zum letzten Mal im Arm gehalten hat. Ich muss ihn finden. Wie sehr wird sich Curt darüber freuen, Clara endlich wiederzuhaben.«

»Meine liebe Dora.« Josef Twardy hatte seine Wanderung durch das Zimmer beendet und blieb nachdenklich vor ihr stehen. »Wo ist Herr von Thorau denn die ganze Zeit gewesen? Der Krieg ist seit sieben Jahren vorbei. Warum hat er nie nach seiner Tochter gefragt? Er kann ja nicht mehr in Kriegsgefangenschaft gewesen sein, wenn er seit Sommer 1945 in Berlin registriert ist.«

Dora nickte langsam. »Du hast recht, Papa. Ich weiß es nicht. Das frage ich mich doch selbst. Nicht einmal bei seiner Cousine Christel hat er sich gemeldet in den vergangenen Jahren, und dabei sind die beiden doch beste Freunde.«

»Ich nehme an, er ist auch tot.« Marianne, die dem Gespräch bis jetzt wortlos gefolgt war, zuckte mit den Schultern. Sie sah nicht von ihrer Handarbeit auf, während sie sprach. »Das ist die einzig schlüssige Erklärung für sein jahrelanges Schweigen.«

»Nein!«, rief Dora schnell und sprang auf. Ihr wurde gleichzeitig heiß und kalt ums Herz. »Das kann nicht sein. Das Rote Kreuz

würde doch wissen, wenn er gestorben wäre. Er lebt! Ich bin mir ganz sicher, dass er lebt.«

»Womöglich hat dieser Curt inzwischen eine andere Frau geheiratet«, bemerkte Vera Twardy kühl. »Man könnte es ihm nicht verdenken, in all dem Durcheinander der Nachkriegsjahre. Vielleicht hat er gedacht, wir wären auf der Flucht umgekommen oder für immer in Ostpreußen geblieben und er würde dich und Clärchen nie wiedersehen.«

Dora schüttelte den Kopf. »Das kann ich mir nicht vorstellen. Nein, nein, Mama. Er liebt uns. Clara und mich, das weiß ich. Es muss irgendetwas passiert sein. Sonst hätte er uns gefunden. Ich will es wissen. Ich will, dass er mir ins Gesicht sagt, was geschehen ist.«

Dora presste die Lippen aufeinander, damit die anderen nicht hörten, wie ihre Stimme zitterte. Denn sie musste sich eingestehen, dass ihre Mutter mit ihren Überlegungen nicht ganz unrecht hatte. War es möglich, dass Curt längst eine andere liebte? Schon einmal hatte er Doras Herz gebrochen, aber damals war sie selbst schuld daran gewesen, weil sie seinen übermütigen Heiratsantrag zurückgewiesen hatte. Wie sehr hatte sie das bereut, als er ihr später Arm in Arm mit seiner Frau Wilma entgegentrat. Noch heute spürte sie den Stich in ihrem Herzen, den ihr der Anblick dieser hübschen Frau an seiner Seite damals versetzt hatte. Wie sie Wilma am Anfang gehasst hatte, und doch war sie ihr, kurz vor ihrem Tod, eine Freundin geworden. Dora schluckte. Das alles war so lange her. Nun waren sie beide frei füreinander, sie und Curt. Sie mussten sich nur finden.

»Ich gehe nach Berlin«, sagte sie und begann nun ihrerseits, durch den Raum zu marschieren. »Ihr könnt mich nicht aufhalten. Ich werde alles tun, um die Aufnahmeprüfung an der Uni zu schaffen.«

• • •

Josef Twardy akzeptierte es notgedrungen, dass seine älteste Tochter ihren eigenen Weg einschlagen und den Stübeckhof verlassen wollte. Er kannte Dora gut genug, um zu wissen, dass sie ihren Kopf durchsetzen würde. Schon als sie noch ein kleines Mädchen gewesen war, hatte er sich jedes Mal geschlagen gegeben, wenn sie ihn nur mit ihrem treuherzigen Augenaufschlag ansah.

»Zumindest deinem Sturkopf hat der Krieg nichts anhaben können«, hatte er schließlich geseufzt. Aber Dora wusste: In einem kleinen Winkel seines Herzens war er, wie damals, stolz auf ihren Mut und ihren Tatendrang.

Wenn sie nun morgens zusammen im Stall arbeiteten, stellte er ihr Fragen zu Viehhaltung und Tierzucht und wenn sie die Antwort nicht wusste, half er ihr weiter, damit Dora zumindest in diesem Bereich so gut es ging auf das Gespräch mit den Professoren vorbereitet war.

Eines Abends traf sie ihren Vater an, wie er in der Stube am Tisch saß, seinen alten kratzigen Füllfederhalter in der Hand. Er schrieb in seiner besten Schrift auf einen Bogen Papier.

»Was tust du da?«, fragte Dora.

Josef Twardy sah auf. »Ich schreibe dir eine Bestätigung, die du den Professoren vorlegen kannst. Damit die Herren wissen, was du damals auf unserem Hof geleistet hast. Du bist gut in dem, was du tust. Wenn es dir ernst ist mit dem Studium, will ich nur das Beste für dich.«

»Oh, Papa! Das ist so lieb von dir. Danke!«

Dora traten Tränen der Rührung in die Augen. Sie wusste ja, wie schwer ihrem Vater der Abschied fiel. Und doch war er ihr zu liebe bereit, über seinen Schatten zu springen.

Vera Twardy indes blieb schmallippig und sprach das Thema nicht mehr an.

Am schwierigsten war es für Dora, mit der kleinen Clara über ihre Pläne zu reden. Noch stand ja nicht fest, ob sie tatsächlich einen Studienplatz erhalten und nach Berlin gehen würde. Und ungewiss war auch, wie die Sache mit Curt ausgehen würde. Aber andererseits wollte sie das Mädchen nicht vor vollendete Tatsachen stellen, wenn sie die Aufnahmeprüfung geschafft hatte.

Es war Samstagnachmittag. Dora fand Clara am Zaun der Schafweide, wo sie im Gras kniete und versuchte, ein paar neugierige Lämmer mit Löwenzahnblättern zu füttern. Dora setzte sich zu ihr und lehnte ihren Rücken an die Holzlatten.

»Hör zu, Schatz, ich muss nächste Woche für ein paar Tage verreisen«, sagte sie, nachdem sie Clara eine Weile beobachtet hatte. »Ich fahre übermorgen nach Berlin und bewerbe mich an der Uni für einen Studienplatz. Wenn ich ihn bekomme und ein paar Jahre fleißig lerne, werde ich Tierärztin sein.«

Clara lächelte. »Kannst du dann alle kranken Tiere gesund machen?«

Dora strich ihr zärtlich über die weichen Haare. Es waren Wilmas hellbraune Locken, die sich um Claras Kopf kringelten, doch aus ihren dunklen Augen blickte Curt sie an.

»Ja«, sagte Dora. »Das hoffe ich. Aber das heißt, dass wir weggehen müssen von hier. Wir werden im Herbst nach Berlin ziehen, wenn alles klappt, weit weg in die große Stadt.«

»In die Stadt?« Claras Augen weiteten sich. »Wir gehen weg vom Stübeckhof? Und von den anderen?«

Dora nickte. »Es geht nicht anders. Wenn ich Tierärztin werden will, kann ich das nur in Berlin. Aber wir kommen zu Besuch zurück, so oft es geht.«

Clara schwieg. Sie rollte ein letztes Löwenzahnblatt zwischen

den Fingern. Es war ihr anzusehen, wie diese Nachricht in ihr arbeitete, und Dora nahm ihre Hand. »Wir sind da nicht allein. Erich ist doch auch da und seine Frau ebenfalls. Du wirst in der neuen Schule neue Freundinnen finden. Und außerdem ...« Sie räusperte sich. »Außerdem habe ich kürzlich erfahren, dass dein Vater in Berlin lebt.«

»Mein – Vater?« Clara sprach das Wort aus wie eine fremde Vokabel. Sie hatte keine Erinnerung an diesen Mann. Die Bezeichnung Vater bedeutete ihr nicht mehr als eine beliebige Reihe von Buchstaben. »Aber der ist doch verloren gegangen im Krieg. Das hast du gesagt. In dem ganzen Durcheinander wusste keiner, wo der andere war. Und dann war mein Vater irgendwann weg.«

»Ja, Clara, genau so war das. Aber jetzt habe ich einen Hinweis bekommen.« Sie erklärte dem Mädchen kurz, was geschehen war und was es mit dem Suchdienst des Roten Kreuzes auf sich hatte. »Was meinst du, wir zwei gehen nach Berlin und gucken, ob wir deinen Vater finden. Wir beide, du und ich, wir sind mutig, nicht wahr? Wir fangen ein aufregendes neues Leben in der großen Stadt an. Was sagst du dazu?«

Clara nickte zögernd. Sicherlich vermochte sie sich nicht vorzustellen, was Doras Pläne für ihr Leben bedeuteten. »Ja, ich will meinen Papa kennenlernen. Aber in den Ferien muss ich wieder herkommen, damit ich sehen kann, wie es den Lämmchen geht.«

»Ja, mein kleiner Liebling.«

Dora drückte das Mädchen an sich. »Wir kommen zurück, so oft es geht. Aber zuerst muss ich die Aufnahmeprüfung bestehen!«

Dora selbst fühlte sich plötzlich wie elektrisiert bei dem Gedanken, dem ungeliebten Stübeckhof womöglich bald den Rücken zu kehren. Endlich nahm sie ihr Leben selbst in die Hand, endlich

hatte sie eine Zukunft vor sich, auf die sie sich freute! Was immer die Prüfung bringen würde, mit der Entscheidung anzutreten war sie aus ihrer Lethargie erwacht. Von einem Tag auf den anderen berührten sie die harschen Worte der Bäuerin nicht mehr. Die Arbeit im Stall ging ihr leicht und vergnüglich von der Hand, gelegentlich ertappte sie sich selbst dabei, wie sie leise ein Lied summt. Abends im Bett malte sie sich ihr neues Leben in der Großstadt aus und konnte vor Aufregung lange nicht einschlafen.

Erich freute sich, als sie ihm berichtete, dass sie Ende des Monats für ein paar Tage nach Berlin kommen würde, um die Aufnahmeprüfung an der Humboldt-Universität zu machen. Übernachten könne sie selbstverständlich bei ihm und seiner Frau im Haus der Schwiegereltern, schrieb er zurück.

»Nimm dir genug Zeit mit für deinen Ausflug«, schloss Erich seinen Brief. »Vor allem im Westteil der Stadt gibt es schon wieder viel zu sehen. Im vorigen Jahr hat sogar das altehrwürdige Café Kranzler am Kurfürstendamm wieder aufgemacht. So einen feudalen Schuppen kann sich ein einfacher Ostarbeiter wie ich zwar nicht leisten, aber so wie ich dich kenne, wirst du es dir nicht nehmen lassen, da zumindest einen Malzkaffee zu genießen. Viel Glück für deine Bewerbung. Wir sehen uns am 26. Mai!«

Der Name des berühmten Kaffeehauses klang wie Magie in Doras Ohren. *Café Kranzler* – das klang nach der großen weiten Welt. Nach köstlichen Kuchen und Torten, nach silbernen Kaffee-kännchen und prickelnder süßer Limonade, nach gut gekleideten Menschen, die nichts weiter zu tun hatten, als den ganzen Tag lang an kleinen, hübsch gedeckten Tischchen zu sitzen, an ihrer Tasse Kaffee zu nippen und plaudernd eine Zigarette zu rauchen. Wenngleich Dora wusste, dass ein solches Leben für sie in weiter Ferne lag, war allein der Gedanke, auch nur für eine halbe Stunde dazuzugehören, wie berauschend!

4.

Am frühen Morgen des 26. Mai war es so weit, und Dora brach auf zu ihrer Reise nach Berlin. Es war ein kühler, wolkiger Montag. Die Wiesen troffen vor Nässe, weil es in der Nacht geregnet hatte. Ein klappriger Postbus brachte Dora kurz nach Sonnenaufgang vom Wielenstedter Marktplatz zum Hauptbahnhof von Hannover, wo der Interzonenzug nach Berlin startete. Für die wenigen Tage in der Stadt trug sie nur eine kleine, abgewetzte Reisetasche mit etwas Kleidung zum Wechseln bei sich. Außerdem hatte sie noch ein paar Geschenke eingepackt, für Erich ein Pfund frisch geröstete Kaffeebohnen, weil sie von ihrem Bruder wusste, wie schwierig es war, im Osten guten Röstkaffee zu bekommen. Für seine Frau Hetti hatte sie am Bahnhofskiosk die aktuelle Ausgabe der Modezeitschrift *Constanze* gekauft, von deren Titelbild eine brünette Schönheit mit dunklem Kostüm, hellem Hütchen und weißen langen Handschuhen aus dem Korbstuhl eines Pariser Straßencafés lächelte. Und Hettis Eltern würden eine Packung Lux-Zigaretten und eine Schachtel Sarotti-Schokoladenpralinen bekommen. Diese Mitbringsel hatten Dora ein kleines Vermögen gekostet, was sie sich selbst nie geleistet hätte. Aber bei ihrem ersten Besuch wollte Dora bei Erich und seiner neuen Verwandtschaft einen besonders guten Eindruck machen.

Der Zug war gut besetzt. Sie fand einen freien Fensterplatz

im Abteil der zweiten Klasse, wo bereits ein älteres Ehepaar auf der gegenüberliegenden Seite saß und sich mit leichtem Berliner Zungenschlag über einen Verwandtschaftsbesuch in Dortmund unterhielt. Der Herr erhob sich, als Dora hereinkam, und half ihr, die Tasche ins Gepäcknetz zu heben. Kurz vor der Abfahrt kam noch ein junger Mann hereingehetzt, der sich nach einem kurzen Gruß gleich neben der Tür auf das harte rote Polster fallen ließ. Mit seinen blauen Augen und der wuscheligen blonden Haartolle über der Stirn erinnerte er Dora an den Schauspieler Hardy Krüger, der in den Kinos gerade große Erfolge feierte. Er sah sympathisch aus, und sie hätte sich gern ein wenig mit ihm unterhalten. Doch er grinste sie nur kurz an und versenkte seine Nase dann umgehend hinter einer Zeitschrift.

Der Zug ruckte an.

Neugierig sah Dora aus dem Fenster, wo erst Häuser, Straßen und Fabrikgebäude, dann Stadtrandsiedlungen, und schließlich Felder und Dörfer in wachsender Geschwindigkeit an ihr vorbeizogen. Sie erinnerte sich daran, wie sie im Sommer 1940 als Sechzehnjährige zum ersten Mal die vertraute Umgebung ihres Heimatdorfes in Ostpreußen verlassen hatte, um für eine Weile in die Provinzhauptstadt Königsberg zu ziehen. Nun war sie ähnlich aufgeregt. Ob dies heute wieder der Aufbruch in ein neues Leben war? In Gedanken ging sie noch einmal alles durch, was sie sich für das Aufnahmegespräch in der Uni zurechtgelegt hatte. Es musste einfach klappen! Es hing so viel davon ab!

Dora schreckte auf, als die Waggontür aufgeschoben wurde. Ein Grenzpolizist steckte seinen Kopf herein. An dem Emblem an seiner Schirmmütze erkannte Dora, dass es sich um einen Beamten der Bundesrepublik handelte.

»Guten Morgen, die Herrschaften, wir erreichen in Kürze

Helmstedt, den letzten Westbahnhof vor der Zonengrenze. Ihre Pässe bitte!«

Dora hatte gar nicht bemerkt, wie schnell die Zeit vergangen war. Die vier Reisenden reichten dem Beamten ihre Ausweise, die er flüchtig zur Kenntnis nahm und wieder zurückgab. Er wollte gerade wieder weitergehen, als sein Blick auf die Zeitschrift fiel, die der junge Mann neben sich aufs Polster gelegt hatte.

»Den Spiegel lesen Sie?« Der Grenzer runzelte die Stirn. »Das Heft sollten Sie unbedingt in den Mülleimer werfen, bevor wir die Zone erreichen.«

»Ich weiß, ich weiß«, erwiderte der Mann gelassen. »Aber mir bleiben noch fünf Minuten bis zur DDR-Grenze. So lange genieße ich noch jedes freie Wort.«

Dora staunte und schwieg verblüfft.

Kurz darauf kam der Zug im Bahnhof Helmstedt zum Stehen, am letzten Bahnhof in der Bundesrepublik. Am Bahnsteig patrouillierten zwei Posten mit Wachhunden. Obwohl kaum jemand ausstieg, stand der Zug lange auf dem Gleis. Dora wollte gerade das Fenster öffnen, um nachzusehen, was die Weiterfahrt verzögerte, als der Zug einen heftigen Rums machte.

»Sie tauschen hier immer die Lokomotive aus«, erklärte der alte Herr, als ihm Doras erschrockener Blick begegnete.

Tatsächlich ruckelte die Bahn bald wieder los. Im Zug wurde es merkwürdig still, je näher sie der Grenze kamen. Das Berliner Ehepaar war verstummt, und auch aus den anderen Abteilen, von wo vorhin noch lebhaftes Geplauder durch die dünnen Wände zu hören gewesen war, drang kein Laut mehr. Es war, als herrschte angespannte Stille in der ganzen Bahn. Der junge Mann stand auf und verließ das Abteil, um seine Zeitschrift draußen im Gang in einen der Mülleimer zu werfen.

Kurz darauf kreischten die Bremsen schon wieder, und der Zug hielt erneut. Neugierig blickte Dora nach draußen.

»Marienborn. Bahnhof Marienborn«, plärrte es aus kleinen Lautsprechern entlang des Bahnsteiges, wo bereits Dutzende DDR-Grenzbeamte in graugrünen Uniformen auf ihren Einsatz warteten, hier und da mit Schäferhunden an der straffen Leine. Auch ein paar weibliche Uniformierte waren dabei. Dora verspürte eine merkwürdige Unruhe, als sie kurz darauf beobachtete, wie zwei Grenzbeamte einen Mann abführten, den sie offenbar aus einem der Waggonen geholt hatten. Was mochte er verbrochen haben?

Der Zug stand schon mehr als zehn Minuten, als die Abteiltür von außen aufgezogen wurde.

»Guudn Daach. Grenzkontrolle der Deutschen Demokratischen Republik. Ihre Ausweise und Reisedokumente, bitte.«

Die Stimme des Beamten klang streng, er sprach so breites Sächsisch, dass Dora ihn kaum verstand. Ein zweiter Polizist an seiner Seite machte eine ungeduldige auffordernde Handbewegung, als sie nicht gleich reagierte. »Das gilt auch für Sie, junges Fräulein!«

Mit vor Nervosität zitternden Händen holte Dora ihren Pass und ihre Fahrkarte aus der Handtasche und reichte beides dem Grenzer. Er sah sich erst die Fahrkarte an, die Dora bis zum Ostberliner Bahnhof Friedrichstraße gelöst hatte. Dann studierte er eingehend den Ausweis, blätterte vor und zurück, und als er die Papiere mit einem knappen Nicken endlich an Dora zurückreichte, lächelte sie erleichtert. Doch auch nachdem die Polizisten die Dokumente aller Mitreisenden kontrolliert hatten, machten sie keine Anstalten, das Abteil zu verlassen.

»Wer von Ihnen hat die Zeitschrift draußen im Mülleimer entsorgt?«, erkundigte sich der Sachse barsch. Niemand antwortete.

Mit einem Seitenblick nahm Dora wahr, wie der junge Mann neben ihr unbekümmert lächelte.

»Wie kommen Sie darauf, dass einer von uns den Spiegel gelesen hat?«, murmelte die alte Dame. »Es sind doch so viele Leute im Zug ...« Sie unterbrach sich erschrocken, als ihr aufging, was sie da gerade Unkluges gesagt hatte.

»Nun, dann müssen wir Ihr Gepäck kontrollieren«, entschied der andere Grenzbeamte und ließ seine Blicke durch das Abteil wandern. »Wem gehört die Tasche da oben?«

»Mir«, wisperte Dora.

»Holen Sie die herunter!«

Dora gehorchte. Diesmal half ihr der alte Herr nicht. Vermutlich waren die anderen Fahrgäste froh, dass sie ohne Gepäck verreisten und diese Prozedur nicht über sich ergehen lassen mussten.

Wenige Augenblicke später herrschte im Abteil ein heilloses Durcheinander. Während der eine Grenzer die Schiebetür blockierte, hatte der andere die Tasche geöffnet und wühlte ungeordnet darin herum. Er riss Doras frisch gebügelte Blusen und ihre ordentlich zusammengelegte Unterwäsche heraus und verteilte die Kleidung wahllos auf den freien Sitzen.

»Einen hübschen Büstenhalter haben Sie da«, kommentierte der junge Mann die Aktion augenzwinkernd. »Der steht Ihnen bestimmt ausgezeichnet.«

Dora ärgerte sich, dass sie nach dieser flegelhaften Bemerkung rot wurde.

Mit grimmigem Blick nahm der Grenzer die Kaffeepackung und die Pralinschachtel in die Hände.

»Soso. Feine Westware. Etwa für unsere Mitbürger? Als gäbe es dergleichen bei uns nicht zu kaufen ...«

»Es ist doch wohl nicht verboten, Geschenke mitzubringen!«, rief Dora.

Der Grenzer grunzte etwas, das sie nicht verstand, doch er legte die Sachen zurück in die Tasche. Da entdeckte er die Constanze und zog die Zeitschrift genüsslich hervor.

»Ja, aber was haben wir denn da! Verbotene West-Propaganda. Das wird konfisziert, junges Fräulein.«

»Aber wieso denn? Das ist doch nur eine Modezeitung! Da steht nichts von Politik drin.«

Der Grenzbeamte zuckte mit den Schultern. »Westpublikationen jeglicher Art sind in der Deutschen Demokratischen Republik unerwünscht.«

Der andere kramte noch ein wenig in Doras Tasche herum, fand aber nichts mehr zu beanstanden.

»Guudn Daach noch«, sagte er schließlich, und die beiden Beamten verließen das Abteil.

Mit hochrotem Kopf räumte Dora Kleider und Wäsche zurück in die Tasche. Der junge Mann stand auf und hob sie wieder in das Gepäcknetz.

Die alte Dame holte ein belegtes Brot aus ihrem Reisebeutel. Das Pergamentpapier raschelte, als sie ihren Proviant auswickelte, und augenblicklich verbreitete sich der Geruch von Leberwurst im Abteil. Während die Frau herzhaft in ihr Brot biss, zog Dora das Fenster auf, um frische Luft hereinzulassen. Es war nicht nur der strenge Wurstgeruch, der ihr den Atem nahm. Wie konnte so etwas Harmloses wie eine Modezeitschrift in der DDR verboten sein? Jetzt würde sie ihrer Schwägerin ohne ein Gastgeschenk gegenüberreten. Am unangenehmsten an der ganzen Sache war ihr aber, dass der freche junge Mann so genüsslich ihre Unterwäsche betrachtet hatte.

Auf dem Bahnhof war zu hören, wie die Waggontüren zuge-

schlagen wurden, und dann vernahm Dora das dröhnende Motorengeräusch der Diesellok. Sie schob das Fenster zu und setzte sich wieder. Es war fast eine Stunde vergangen seit ihrer Ankunft in Marienborn, als sich der Zug endlich wieder in Bewegung setzte und langsam aus dem Bahnhof rollte.

»Und schon geht's weider, in atemberobender Geschwindigkeit dem Zentrum des deutschen Sozialismus zu, herzlich willkommen in der Deutschen Demokratischen Republik, auf diesem herrlichen Fleckchen Erde«, spottete der Hardy-Krüger-Doppelgänger und imitierte dabei gekonnt den sächsischen Tonfall des Grenzers. Dora musste trotz ihres Ärgers über seine Respektlosigkeit lachen. Eigentlich konnte sie dem frechen Kerl nicht böse sein.

Der Zug fuhr an Wiesen, Dörfern und Schrebergärten vorbei. Dora konnte sich in Ruhe alles ansehen, denn es ging erheblich langsamer voran als auf der anderen Seite der Grenze. Immer wieder blieb die Bahn stehen, um einen entgegenkommenden Zug vorbeifahren zu lassen.

»Tja, es würde schneller gehen, wenn die Russen nicht so viele Schienen abgebaut hätten«, erklärte der junge Mann, nachdem Dora einen ungeduldigen Seufzer nicht hatte unterdrücken können. »Als Entschädigung für den Krieg. Ganze Industrieanlagen haben sie damals zu Väterchen Stalin in die Sowjetunion transportiert. Kein Wunder, dass unsere Wirtschaft nicht in Schwung kommt. Da lobe ich mir doch die Amis.« Er grinste wieder. »Die waren viel großzügiger. Die haben den Leuten im Westen Kaugummis, Schokolade und Zigaretten gebracht. Und nicht zu vergessen: tolle Musikschallplatten.«

»Oh ja«, rief Dora. Mit dem letzten Satz war ihr der hübsche, freche Kerl endgültig sympathisch geworden. »Sie haben absolut recht. Die Amerikaner machen großartige Musik. Ich liebe Jazz

und Swing. Man kann so fantastisch dazu tanzen. Und endlich kann uns niemand mehr verbieten, diese Platten zu hören.«

Der junge Mann begann augenblicklich, rhythmisch mit den Fingern zu schnippen, dazu sang er so etwas wie »Bee-Bob-a-doo-doo« und Dora lachte.

»Darf ich Ihnen einen Rat geben, mein Fräulein?« Der Zug hielt schon wieder, und die ältere Dame nutzte die Gelegenheit, um sich Tee aus einer Thermoskanne in einen Blechbecher zu gießen. »Sie sollten sich besser kein Beispiel an diesem schnodderigen jungen Herrn nehmen. Behalten Sie Ihre Begeisterung für den Klassenfeind hier in der Zone besser für sich! Sonst bekommen Sie am Ende mehr Ärger, als Ihnen lieb ist.«

...

Wenige Stunden später stieg Dora am Bahnhof Zoologischer Garten aus dem Zug. Trotz der Bummelei durch die Zone war die Bahn so pünktlich angekommen, wie es im Fahrplan stand. Sie hatte extra den ersten Zug des Tages genommen, um für alle Eventualitäten gerüstet zu sein und auf keinen Fall zu spät zu ihrem Vorstellungsgespräch an der Uni zu kommen. Jetzt blieben ihr noch über zwei Stunden bis dahin, und sie hatte beschlossen, im Westteil der Stadt einen kleinen Zwischenstopp einzulegen, um ein wenig durch die Straßen zu spazieren, wie es Erich empfohlen hatte.

Dora schloss ihre Tasche in einem Schließfach ein. Ein wenig bedauerte sie, dass der nette junge Mann nicht ebenfalls ausgestiegen war. Es wäre sicher lustig gewesen, mit ihm noch irgendwo einen Kaffee oder eine Limonade zu trinken. Aber er hatte ihr nur ein freundliches »Auf Wiedersehen!« zugerufen und

war im Abteil sitzen geblieben, um weiter bis zum Endbahnhof zu fahren.

Hier, am Bahnhof Zoo, befand sich Dora im britischen Sektor der Stadt. Das war unschwer zu erkennen, als ihr vor dem Bahnhofsgebäude eine Gruppe Soldaten begegnete, an deren Uniformärmeln sie die Nationalflagge des Vereinigten Königreiches erkannte. Die Männer grinsten sie an, und Dora lächelte zurück.

Was war Berlin doch für eine aufregende Stadt! Dora wurde es beinahe schwindlig, als sie kurz darauf über den Kurfürstendamm flanierte. Hier pulsierte das Leben. Nach den Jahren, die sie in der Abgeschiedenheit des Stübeckhofes und in dem verschlafenen Örtchen Wielenstedt verbracht hatte, erschien ihr das hektische Treiben der Großstadt, das Menschengewimmel und der Lärm der Autos, Straßenbahnen und der doppelstöckigen Linienbusse atemberaubend. Auf der prächtigen Einkaufsstraße war fast nicht mehr zu erkennen, dass diese Stadt vor ein paar Jahren in Schutt und Asche gelegen hatte. Zwar gab es hier und da noch Baulücken oder hohe Gerüste an den Fassaden. Aber längst waren die großen Geschäftshäuser am Ku'damm wieder aufgebaut. Sie wirkten wie steinerne Sinnbilder des Wirtschaftsaufschwungs. Als Dora allerdings in eine der kleineren Seitenstraßen abbog, ragten hier und da ausgebrannte Ruinen in den Himmel. Der Anblick der verrußten Wände und notdürftig mit Holzbrettern vernagelten Fenster löste ein mulmiges Gefühl in ihr aus. Genau so hatte sie Berlin erlebt, damals, als sie auf ihrer langen Zugfahrt von Ostpreußen nach Westdeutschland auch ein Stück durch die ausgebombte Hauptstadt gefahren war. Dora schüttelte sich innerlich bei dem Gedanken an die Schuttberge auf den Straßen und die leeren schwarzen Fensterhöhlen der zerstörten Häuser, die damals das Stadtbild prägten. Nein, daran wollte sie nicht mehr denken, sie wollte lieber nach vorn blicken

und das neue, schöne Berlin kennenlernen. Rasch kehrte sie zurück auf den belebten Ku'damm mit seinen großen, hellen Schaufenstern und den voll besetzten Straßencafés, wo die Leute dicht an dicht unter den bunten Markisen und Sonnenschirmen saßen und sich unter vergnügtem Geplauder ihr Eis oder ihren Milchkaffee schmecken ließen.

Neugierig betrachtete Dora ihre Umgebung. Auf überdimensionalen Plakatwänden an den Häuserfronten und sich drehenden Litfaßsäulen wurden die neuesten Kinofilme und Theaterproduktionen angepriesen, edle Parfums, Zigaretten, Autos, aber auch Werbung für Coca-Cola-Limonade entdeckte Dora, und sie nahm sich vor, so bald wie möglich wieder ins Kino zu gehen und vor allem endlich einmal ein Glas dieser merkwürdigen braunen Brause aus Amerika zu probieren. Das Leben in der Großstadt schien ihr überaus verlockend. Sie wollte die paar Tage, die sie nun in Berlin verbringen würde, in jeder Hinsicht genießen. Genüsslich schlenderte sie an den Schaufenstern der Modeboutiquen, Schuhgeschäfte und Schmuckläden vorbei. In den Auslagen, vor allem im KaDeWe an der Taubentzenstraße, dem berühmten Kaufhaus des Westens, wurden die herrlichsten Dinge angeboten, kaum etwas, das es nicht zu kaufen gab: elegante Kostüme, verspielte Kleider, schicke Pumps, kostbare Perlenketten und jede Menge Strümpfe, hauchdünne hautfarbene Seidenstrümpfe, ein ganzes Schaufenster voll. Auf dem Stübeckhof hatte sie wenig Gelegenheit, dieses feine, empfindliche Gewebe zu tragen, aber in Berlin würde sie sich endlich wieder richtig gut anziehen können. Verstohlen blickte sie sich zu den anderen Frauen um, die neben ihr über den Gehweg eilten. Wie elegant die Berlinerinnen gekleidet waren! Wie sicher und selbstbewusst sie sich bewegten! Dora kam sich in ihrem verwaschenen grünen Hemdblusenkleid geradezu schäbig vor. Wie eine Landpomeranze,

dachte sie. Und dabei war es ihr doch früher immer so wichtig gewesen, gut auszusehen und schicke Kleider zu tragen. Doch sie hütete sich davor, einen dieser feinen Modeläden zu betreten. Die Versuchung war zu groß, dass sie am Ende tatsächlich etwas kaufen würde, und wenn es nur dieses entzückende grün-blau getupfte Chiffontuch wäre, das man einer der Schaufensterpuppen um den Hals drapiert hatte. Nein, sie musste ihr Geld zusammenhalten. Sie würde jeden Pfennig brauchen, wenn sie erst zum Studieren nach Berlin zog. Nur an einem Zeitungskiosk machte sie kurz halt und kaufte eine hübsche Ansichtspostkarte, auf der ein paar Segelboote und ein Ausflugsdampfer auf dem sommerlichen Wannsee zu sehen waren, dazu war in einer Ecke das Wappentier der Hauptstadt, der Berliner Bär, abgebildet. Noch an Ort und Stelle schrieb sie einen kurzen Gruß an Clara darauf, klebte eine Briefmarke auf und schickte die Karte auch sofort ab, so wie sie es dem Mädchen zu Hause versprochen hatte – zum Trost, weil Clara zur Schule gehen musste und Dora nicht auf ihrer Reise begleiten konnte.

Nachdem sie auf dem Kurfürstendamm ein wenig auf und ab gegangen war, kam sie am *Café Kranzler* vorbei. Obwohl sich heute auch in Berlin die Sonne rarmachte, war die Straßenterrasse zu dieser Mittagsstunde gut besucht. Dora hatte Glück, sie entdeckte noch einen freien Sitzplatz unter der rot-weiß gestreiften Markise und ließ sich erleichtert nieder. Ein wenig taten ihr die Füße weh von dem langen Spaziergang auf dem harten Pflaster, und es blieb ihr noch immer genügend Zeit, um sich vor ihrem Bewerbungsgespräch an der Uni etwas auszuruhen. Während sie die Beine von sich streckte, fiel ihr Blick auf die schwarze Ruine einer vom Krieg zerstörten Kirche, die wie vergessen inmitten des pulsierenden Lebens stand, umgeben von hohen Häusern

mit den modernen Reklameschriften darauf und hupenden Autos.

»Dit is, wat uns die Engländer von unserer schönen Kaiser-Wilhelm-Kirche übrig jelassen haben, junges Frollein«, erklärte die Kellnerin, die ihr die Speisekarte brachte, in breitem Berlinerisch. Sie hatte Doras fragenden Blick gleich richtig gedeutet. »Die wird nie wieder uffgebaut. Aber abjerissen wird se ooch nich. Jedenfalls nich janz. Den kaputten Turm wollen se stehen lassen. Dit bleibt der hohle Zahn von Berlin, wissen Se. Der soll die janze Welt daran erinnern, wie schlimm der Krieg war und dit so wat bloß nich wieder passieren darf.«

Dora nickte beklommen. »Da haben Sie recht. Nie wieder! Aber es tut gut zu sehen, dass so viele zerstörte Häuser in Berlin schon wieder aufgebaut sind.«

»Ja, hier im Westen haben wir uns mächtig ins Zeug jelegt ...« Sie zog einen Stift und einen kleinen Schreibblock aus der Schürzentasche. »Wat kann ick Ihnen denn Jutes tun?«

Dora warf einen raschen Blick auf die Speisekarte. Auf vier Pappseiten war in hübschen Druckbuchstaben aufgelistet, welche Köstlichkeiten man hier genießen konnte: Suppen und kleine warme Gerichte, kalte Speisen und Schnittchen, warme Getränke, kalte Getränke, alkoholische Getränke, Kuchen und Torten, Eisbecher-Spezialitäten, Sahne-Spezialitäten ... Das reichliche Angebot des kleinen Büchleins verwirrte sie. Verglichen mit dem, was in dem kleinen Café in Wielenstedt zu bekommen war, klang es geradezu paradiesisch. Allerdings waren die Preise hier schwindelerregend hoch. Offenbar bezahlte man im Café Kranzler gleich auch ein paar Pfennige für die berühmte Berliner Luft mit. Dora beschloss, nur etwas zu trinken, um nicht gleich am ersten Tag so viel Geld auszugeben. Ein Kännchen Kaffee mit Sahne und Zucker für eine Mark zwanzig, das war teuer genug. Außerdem

war sie aufgeregt vor der Prüfung und wusste, dass sie im Moment keinen Bissen genießen würde, so verlockend ›Rühreier mit Bratkartoffeln und Salat‹ oder ›Buttercremetorte‹ auch klangen.

»Einen Kaffee, bitte«, sagte sie, doch dann überlegte sie es sich anders und noch bevor die Kellnerin die Bestellung notiert hatte, rief sie: »Ach nein, Fräulein, bitte lieber ein Glas von dieser Coca-Cola-Brause.«

Die kostete nämlich nur 50 Pfennige und Dora hatte dieses Getränk doch sowieso längst probieren wollen.

Zufrieden lächelnd lehnte sie sich zurück und sah der Kellnerin nach, die sich mit raschen Schritten den Weg zurück ins Café bahnte. Sie bemerkte, wie zwei junge Männer am Nebentisch zu ihr herüberblickten und einander etwas zuraunten. Ganz sicher redeten sie gerade über sie und überlegten vielleicht, ob sie womöglich auf eine Herrenbekanntschaft wartete. Dora lächelte keck zurück. Mochten die beiden doch von ihr denken, was sie wollten. Heute wollte sie nur eine glückliche junge Frau sein, die in einem Berliner Straßencafé die Beine übereinanderschlug und es genoss, von hübschen jungen Männern wahrgenommen zu werden.

Wenig später hielt sie ein bauchiges Glas mit dem gewünschten Getränk in der Hand. Ein paar Eiskwürfel klirrten in der dunklen, sprudelnden Flüssigkeit, die aussah wie kalter Kaffee mit reichlich Sodawasser. Neugierig rührte Dora mit dem Strohhalm darin herum und betrachtete die kleinen Luftbläschen, die sofort aufstiegen.

Ganz langsam nahm sie einen ersten Schluck und ließ das Aroma der unbekanntenen Limonade einen Augenblick lang auf der Zunge wirken. Sie schmeckte anders als alles, was sie bisher getrunken hatte, sehr süß, nach viel Zucker, aber auch ein wenig nach Kaffee, Karamell, Zitrone und nach etwas Unbekanntem,

das sie nicht benennen konnte. Doch die Coca-Cola gefiel ihr. So wie ihr das ganze Café Kranzler, ja, die ganze Stadt gefiel. Ihr war es, als hätte sie die vergangenen Jahre in einem Dornröschenschlaf verbracht, als würde mit dem ersten Schluck Cola ein neues Leben beginnen.

Sie faltete das Blatt auseinander, das Erich ihr vor ein paar Tagen geschickt hatte. Darauf waren die beiden Pläne der Berliner Schnellbahnnetze abgebildet, einer für die U-Bahnen und einer für die S-Bahnen, ein Gewirr aus sich kreuzenden Linien, mit Punkten, Kreisen, Ziffern und einer verwirrenden Menge von Haltestellen. Die Bahnhöfe ›Zoologischer Garten‹, ›Friedrichstraße‹ und ›Unter den Linden‹ hatte Erich rot markiert, damit sie wusste, wo sie einsteigen, umsteigen und aussteigen musste. Es sah trotzdem kompliziert aus, und Dora beschloss, gestärkt durch ein Glas Coca-Cola, bald aufzubrechen, damit sie genug Zeit hatte, sich im Labyrinth der Bahnen zurechtzufinden.

5.

Eine halbe Stunde später stand Dora vor der altherwürdigen Humboldt-Universität. Das Gebäude hatte den Krieg überstanden, wenngleich die immensen Schäden noch immer zu sehen waren. Die hohen Fensterhöhlen zwischen den Säulen der Vorderfront waren nur notdürftig verglast. Die ganz rechte Säule war komplett zusammengebrochen. Auf dem bröckelnden Dachgesims stand vereinsamt ganz links außen eine letzte, nicht abgestürzte Statue. Den Resten nach zu urteilen, mussten da oben früher einmal sechs dieser griechischen Götterfiguren gestanden haben, bevor die Bombennächte des Krieges eine halbe Ruine aus dem Gebäude machten. Die marmornen Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt, deren Name die Universität trug, standen noch immer auf ihren steinernen Podesten vor dem Zaun des Vorhofs, allerdings hier und da von Querschüssen oder Granatsplittern beschädigt.

Mit festem Schritt ging Dora durch das Tor. Eine Gruppe Studenten kam aus dem Gebäude, lachend und schwatzend, und Dora wünschte sich sehr, dass sie bald auch dazu gehörte.

Sie schob die schwere Eingangstür auf. Aus dem Innern des Gebäudes schlug ihr der muffige Geruch von feuchtem Mauerwerk entgegen. Eine große Leere erwartete sie hier. Es war nicht zu übersehen, dass das Foyer im Krieg schwerste Schäden erlitten

hatte, nur notdürftig waren manche Wände wieder hergerichtet. Und doch war die Universität voller Leben, Studierende und Professoren durchschritten die Gänge. Ihre Schritte und Stimmen hallten von den hohen kahlen Wänden. Wie selbstbewusst sie sich bewegten. Für diese Leute war heute ein ganz normaler Tag im laufenden Semester. Dora beobachtete sie mit einem Anflug von Ehrfurcht. Ob die anderen ihr ansahen, dass sie vom Land kam und heute zum ersten Mal eine Universität betrat?

Dora entdeckte eine Beschilderung, die ihr die Richtung zu dem Hörsaal zeigte, in dem das Aufnahmegespräch für Veterinärmedizin stattfand. Mit klopfendem Herzen machte sie sich auf den Weg in den Westflügel und stieg die breite Marmortreppe zum ersten Stock hinauf.

Wenig später wartete sie auf dem langen Gang vor der geschlossenen, hohen Doppeltür und lauschte dem unverständlichen Gemurmel, das aus dem Hörsaal zu ihr herausdrang. Dora hätte so gerne mitbekommen, welche Prüfungsfragen die Professoren dem anderen Kandidaten stellten, der sich da drinnen gerade um einen Studienplatz bewarb. Schon mehr als zwanzig Minuten waren vergangen, seit man den jungen Mann hereingelassen hatte. Was gab es denn da so viel zu besprechen? Ihr Herz klopfte so laut, dass es beinahe die Wortfetzen übertönte. Wohl zum zwanzigsten Mal, seit sie hier saß, blickte sie auf ihre Armbanduhr. 16 Uhr 25. Noch fünf Minuten, dann war sie an der Reihe. Dora schloss die Arme fester um ihre Handtasche, als könnte sie damit ihren aufgeregten Pulsschlag beruhigen.

Sie war nicht allein. Neben Dora saßen ein junger Mann und eine junge Frau auf den schlichten Holzstühlen, die man wie im Wartezimmer eines Arztes an der Wand aufgereiht hatte. Von der Decke baumelten Kugellampen aus Milchglas und verbreiteten

ein gelbliches Licht in dem Flur mit dem zerkratzten Linoleumboden und den weiß getünchten Wänden, die mit gerahmten Fotografien von Politikern geschmückt waren. Auf einem Bild erkannte Dora den sowjetischen Staatschef Stalin mit seinem großen Schnurrbart, auf einem anderen den DDR-Staatspräsidenten Pieck, von dem auch in westdeutschen Zeitungen gelegentlich zu lesen war. Auf beiden Seiten des Flurs gingen Türen zu den verschiedenen Hörsälen ab. An der Tür, vor der sie warteten, hing ein Zettel, mit Reißzwecken ans Holz geheftet: »Eignungsprüfung Veterinärmedizin, bitte erst nach Aufforderung eintreten!«

Verstohlen betrachtete Dora ihre Mitbewerber. Die beiden waren deutlich jünger als sie. Deren schulische Laufbahn war offenbar nicht vom Krieg durcheinandergewirbelt worden. Die Frau, eine kleine Person in einem geblühten Kleid und mit einem langen, hoch gebundenen Pferdeschwanz, lächelte die ganze Zeit und fuhr sich dabei immer wieder nervös mit der Zunge über die Oberlippe. Sie wirkte sehr jung, kaum zwanzig Jahre alt. Wahrscheinlich hatte sie gerade erst ihr Abitur gemacht. Der junge Mann neben ihr war nicht viel älter, ein blasser, schlaksiger Typ mit streng gescheitelten, dunklen Haaren und einer Hornbrille. Er trug einen Anzug mit weißem Hemd und Krawatte und starrte ernst vor sich hin. Doch seine Nervosität war nicht zu übersehen, denn beständig knetete er den Griff seiner Aktentasche in den Händen.

»Himmel, wie lange lassen sie uns denn hier noch schmoren!«, entfuhr es der jungen Frau mit dem Blümchenkleid und sie fügte kichernd hinzu: »Wenn ich nicht bald drankomme, mache ich mir vor Aufregung in die Hose!«

Dora lächelte, als sie zu ihr hinüberblickte. Die andere hatte ihr aus dem Herzen gesprochen, wenngleich sie selbst das niemals so freimütig zugegeben hätte.

»Ein paar Minuten wird es wohl noch dauern«, antwortete sie.
»Wann haben Sie denn Ihren Termin?«

»Erst um fünf. Ich bin extra früh gekommen, damit ich ihn bloß nicht verpasse.«

»Oh, dann bin ich vor Ihnen dran. Halten Sie es noch so lange aus?«

»Das muss ich wohl.« Die junge Frau lachte jetzt, sodass ihr Pferdeschwanz wippte. »Sind Sie auch so aufgeregt? Immerhin hängt unsere Zukunft von diesem Gespräch ab. Wenn ich bloß wüsste, was uns darin erwartet.«

Dora nickte, froh über die Plauderei und die Erkenntnis, dass die andere genauso nervös war wie sie. »Ja, die Ungewissheit ist das Schlimmste. Ich werde auch heilfroh sein, wenn ich die Prüfung hinter mir habe. Und wenn ich es hoffentlich geschafft habe.«

Die junge Frau neben ihr nickte. »Wird schon gut gehen. Ich bin übrigens Anneliese Schäfer. Vielleicht sehen wir uns ja demnächst öfter. Und wer sind Sie?«

Dora stellte sich ebenfalls vor und schloss: »Ich bin heute früh erst aus der Lüneburger Heide angereist.«

»Von so weit her?«, staunte Anneliese.

»Die Humboldt-Universität war die einzige, die mich zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen hat. Für Frauen ist es im Westen nicht einfach, einen Studienplatz zu bekommen, zumal es schon eine Weile her ist, dass ich mein Abitur gemacht habe. Aber hier will ich es unbedingt schaffen. Es ist mein größter Wunsch, Tierärztin zu werden.«

»Und was ist mit Ihnen?«, erkundigte sich Anneliese bei dem jungen Mann, der dem Gespräch der beiden Frauen bis jetzt schweigend gefolgt war.

»Oh, pardon. Mein Name ist Günther, Günther Birkenbauer

aus Erfurt. Ich soll bald die Tierarztpraxis meines Vaters übernehmen. Wenn ich den Studienplatz nicht bekomme, brauche ich mich zu Hause nicht mehr sehen zu lassen.« Er grinste schief.

»Bei mir ist es genau andersherum«, entgegnete Anneliese unbekümmert. »Meine Mutter hat die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, als ich ihr sagte, dass ich Tiermedizin studieren möchte. Schuster, bleib bei deinen Leisten, sagt sie immer. Niemand aus meiner Familie hat je auch nur daran gedacht zu studieren. Aber unser Arbeiter- und Bauernstaat gibt Menschen wie mir eine Chance. Gerade weil mein Vater überzeugter Kommunist war und von den Nazis verfolgt wurde, habe ich eine Einladung zum Vorstellungsgespräch bekommen. Ist das nicht doll? Mal sehen, wie es klappt. Am liebsten möchte ich im Zoo arbeiten, mit Affen und Elefanten, exotische Tiere finde ich aufregend. Aber wenn es darin gleich nicht gut ausgeht ...« Sie wies auf die Tür zum Prüfungssaal. »Nun, dann werde ich eben Schneiderin wie alle anderen Frauen in meiner Familie. Es gibt Schlimmeres.« Sie zuckte mit den Schultern.

»Ich drücke Ihnen die Daumen«, sagte Dora.

»Danke. Haben Sie sich gut vorbereitet auf das Gespräch?«

»Ein bisschen. Ich bin auf einem Gutshof in Ostpreußen aufgewachsen und hatte immer schon viel mit Tieren zu tun. Ein paar Jahre lang, als mein Vater an der Front war, habe ich unser Gestüt sogar selbst geleitet. Ich hoffe, dass mir diese Erfahrung beim Studium hilft. Und beim Bewerbungsgespräch. Mein Vater hat mir eine Bestätigung geschrieben.« Dora klopfte leicht auf ihre Handtasche. »Ich habe seinen Brief dabei, um ihn den Professoren vorzulegen, falls sie nach meiner Eignung für die Veterinärmedizin fragen. Ich setze einfach darauf, dass sich die Herren Professoren davon überzeugen lassen.«

»Du liebe Zeit. Ein Gestüt in Ostpreußen. Das klingt ja mal

feudal. Waren Sie damals so richtige reiche Großgrundbesitzer mit riesigen Ländereien und jeder Menge Angestellten?» Annelieses Stimme klang halb ehrfürchtig, halb erschrocken.

»Aber nein«, wehrte Dora rasch ab, weil sie auf keinen Fall eingebildet klingen wollte. Sie war so froh, dass sie die junge Frau kennengelernt hatte, und wollte es sich mit ihr nicht verscherzen. »Unser Gutshof war einer von vielen in Ostpreußen. Er war eigentlich nichts Besonderes. Damals war es ganz normal, Leute zu haben, die auf dem Hof mitarbeiteten. Ohne Personal hätten die Anwesen mit den vielen Pferden und den großen Getreidefeldern gar nicht bewirtschaftet werden können. Immerhin galt die Gegend damals als Kornkammer Deutschlands.«

»Und das steht alles in dem Brief, den Ihr Vater Ihnen mitgegeben hat?«, erkundigte sich Günther.

Dora nickte. »Ja, weshalb fragen Sie?«

»Diesen Brief dürfen Sie den Professoren auf keinen Fall zeigen«, flüsterte er. »Erwähnen Sie bloß nicht, dass Sie von einem Gutshof in Ostpreußen abstammen, wenn Sie in der DDR studieren wollen.«

»Aber wieso nicht?«, fragte Dora erschrocken.

»Nun.« Verlegen rückte Günther seine Brille zurecht. »Es ist nun mal so: Als Tochter eines reichen Gutshofbesitzers gelten Sie in der DDR als unerwünschtes Überbleibsel eines absterbenden Systems. Ich befürchte, damit werden Sie hier niemals einen Studienplatz bekommen.«

Dora wurde blass. »Aber wieso? Das ist doch ...«

Sie kam nicht weiter, denn in diesem Augenblick wurde die Tür des Hörsaals geöffnet und ein junger Mann trat heraus. Grußlos und mit gesenktem Kopf ging er über den Flur davon.

»Der hat es wohl nicht geschafft«, murmelte Anneliese. Dora

verspürte plötzlich einen Druck im Hals, als steckte dort ein Klumpen fest.

»Nur Mut, behaupten Sie einfach, Sie gehören einer armen unterdrückten Proletarierfamilie an«, flüsterte Anneliese ihr zu. »Vielleicht klappt es dann.«

Dora blieb keine Zeit, über diese Worte nachzudenken, denn im nächsten Moment wurde ihr Name gerufen.

»Fräulein Dora Twardy?« In der offenen Tür zum Hörsaal, die Klinke in der Hand, stand eine ältliche Dame in einem schlichten braunen Kostüm, die ergrauenden Haare in akkurate Wasserwellen gelegt. Sie war offenbar die Assistentin des Instituts und forderte Dora mit einer Handbewegung auf einzutreten. »Bitte, die Herren Professoren erwarten Sie zum Gespräch.«

Dora stand von ihrem Sitz auf. Sie warf Anneliese und Günther einen letzten Blick zu und betrat den Hörsaal. Mit leisem Schnappen fiel die Tür hinter ihr zu. Dora sah sich um. Ihr Herz klopfte. Der Raum war größer, als sie erwartet hatte. Sie kam sich vor wie eine kleine Schauspielerin auf der Bühne eines riesigen Theatersaals. Die Assistentin führte sie zu einem Pult, das inmitten des Saales vor einer großen grünen Tafel stand. Die Bankreihen waren steil ansteigend und mit Klappsitzen versehen. Sie waren leer bis auf zwei Herren in grauen Anzügen, die in der dritten Reihe saßen. Den einen schätzte Dora auf nur wenige Jahre älter als sich selbst, wenngleich sein blonder Kurzhaarschnitt bereits deutliche Geheimratsecken zeigte. Er war leicht untersetzt, und während er Dora betrachtete, umspielte ein Lächeln seine fülligen Lippen. Der andere Mann war sicher schon über sechzig, hatte ein kantiges, von tiefen Linien durchfurchtes Gesicht, dichte eisgraue Haare und buschige Brauen. Er blickte ernst auf sie herab.

»Herr Professor Kuhn und Herr Professor Paulitzer, Studien-

anwärterin Dora Twardy«, erklärte die Assistentin noch, dann ließ sie sich auf einem seitlich angebrachten Klappstuhl in der untersten Reihe nieder, nahm Stift und Notizblock zur Hand und schlug erwartungsvoll die Beine übereinander.

Beim Anblick des großen Hörsaals überlief Dora ein ehrfürchtiger Schauer. Sie stellte sich vor, wie es wäre, inmitten vieler anderer Studenten auf einer dieser Bänke zu sitzen, gebannt der Vorlesung eines Professors zu lauschen, der irgendetwas über die Anatomie von Pferden oder über Staupe-Schutzimpfungen für Hunde erzählen würde. Oh, es wäre so wunderbar, all diese Dinge von Grund auf zu lernen. Dieser Traum durfte nicht platzen, ganz gleich, was die beiden da draußen erzählt hatten. Dora biss die Zähne zusammen. Ich kann schließlich nichts dafür, dass ich als Tochter eines Gutshofbesitzers aufgewachsen bin, dachte sie. Ich muss diesen beiden Professoren dort oben nur ein wenig nach dem Mund reden. Das kann doch nicht so schwer sein.

Dora wartete noch einen Augenblick, ob einer von ihnen das Wort ergreifen würde, und als niemand redete, begann sie selbst.

»Guten Tag!« Ihre Stimme hallte merkwürdig in dem großen Saal. »Ich freue mich, dass Sie mich zum Bewerbungsgespräch eingeladen haben.«

Die beiden Professoren nickten.

»Fräulein Twardy.« Der ältere begann schließlich zu sprechen. »Weshalb möchten Sie Veterinärmedizin studieren?«

Dora verbarg ein Lächeln. Mit dieser Frage hatte sie gerechnet. Sie antwortete, ohne zu zögern. »Ich bin in der Landwirtschaft aufgewachsen, Professor Paulitzer. Tiere, vor allem Pferde, waren schon immer meine Leidenschaft. Einen Beruf, in dem es nicht darum geht, Tiere zu pflegen oder Tiere zu retten, kann ich mir nicht vorstellen.«

»Haben Sie sich das auch gut überlegt?« Professor Kuhn räus-

perte sich bei diesen Worten. Dora meinte ein spöttisches Glitzern in seinen Augen zu erkennen. »Der Beruf des Veterinärarztes kann sehr anstrengend sein, auch körperlich. Und es gibt doch so viele andere schöne Berufe für junge Frauen, Sekretärin zum Beispiel.« Sein Blick wanderte zu der Assistentin hinunter, die den Kopf über ihren Notizblock gesenkt hatte und offenbar jedes Wort mitschrieb. »Verkäuferin oder vielleicht Krankenschwester.«

Dora schüttelte den Kopf. »Nein. Mein Traum ist es, Tierärztin zu werden, und genau das möchte ich hier lernen. Ich habe mich an der Humboldt-Universität beworben, weil sie einen so guten Ruf in der Wissenschaft hat. Und mir gefällt, dass in der DDR so viel für die berufliche Bildung der Frauen getan wird.«

»Das ist schön. Aber Sie müssen wissen, dass der Beruf des Veterinärmediziners einiges an Robustheit von Ihnen abverlangt wird. Man kann nicht alle Tiere retten. Wenn man zum Beispiel ein krankes Tier einschläfern muss, kann das vor allem für die Seele einer Frau sehr belastend sein.«

»Damit kann ich umgehen, Herr Professor Paulitzer. Ich habe schon kranke Tiere versorgt und bei etlichen Geburten im Stall assistiert und ich weiß, wie es sich anfühlt, wenn ein geliebtes Tier stirbt.« Sie wich dem Blick der beiden Männer nicht aus. Die Professoren sollten nicht glauben, dass sie zu weichherzig für diesen Beruf war. »Ich bin es gewohnt, Verantwortung zu übernehmen. Damals im Krieg, nachdem mein Vater eingezogen worden war, da musste ich mich auf einmal ganz allein um den Betrieb kümmern.«

»Können Sie uns Dokumente zeigen, die diese praktischen Erfahrungen in der Landwirtschaft belegen?«, fragte Professor Paulitzer.

Doras Hand fuhr an die Schnalle ihrer Handtasche, um das Schreiben ihres Vaters herauszuholen. Doch sie zuckte zurück.

Vielleicht hatten Anneliese und Günther recht und es wäre besser, für sich zu behalten, dass sie auf einem großen Gutshof mit weiten Ländereien und etlichen Angestellten aufgewachsen war. Womöglich galt sie damit tatsächlich als Klassenfeind und das Studium wurde ihr verwehrt? Dora hob den Kopf.

»Ich hoffe, ich kann Sie auch ohne Zeugnisse davon überzeugen, beste Voraussetzungen für das Studium der Tiermedizin mitzubringen. Sie werden von mir nicht enttäuscht werden, das verspreche ich ihnen.«

Professor Kuhn betrachtete sie mit einem Blick, den Dora nicht deuten konnte. »Sie stammen aus Ostpreußen, wie ich Ihrem Bewerbungsschreiben entnommen habe?«, fragte er.

Dora nickte.

»Dann wollen wir doch mal Ihre gesellschaftliche Grundhaltung überprüfen, junges Fräulein. Wie stehen Sie zur Bodenreform, die nach dem Krieg in der sowjetischen Besatzungszone durchgeführt wurde?«

Dora schluckte. Die Frage traf sie unerwartet. Jetzt nur nichts Falsches sagen ... Ihr war es, als hörte sie noch einmal die Stimme ihres Vaters, wie er über die Enteignungen wettete. »Sie nehmen den eigenen Leuten nicht nur ihr Land weg«, hatte er geschimpft, »sondern ihren ganzen Besitz und vertreiben sie aus ihren Häusern, ohne einen Pfennig Entschädigung. Auf dreißig Kilometer dürfen sie sich ihrer Heimat nicht mehr nähern, stellt euch das vor! Nicht einmal die Gräber ihrer Verwandten dürfen sie dort mehr besuchen.«

Dora konnte den Zorn ihres Vaters nachvollziehen. Aber sie war sich jetzt sicher, wenn sie hier Kritik am politischen System der DDR laut aussprach, war es vorbei mit dem Traum vom Studium an der Humboldt-Universität. Sie senkte den Blick. »Ich muss zugeben, dass ich mich mit der Politik in der DDR noch

nicht intensiv befasst habe ...«, antwortete sie ausweichend. »Aber soweit ich weiß, haben viele Flüchtlinge, Vertriebene und Umsiedler aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten von der Bodenreform profitiert. Mit den Feldern und Äckern, die sie dabei erhalten haben, konnten sie sich wieder eine Existenz aufbauen. Das war sicher eine gute Sache.«

Sie hatte sich daran erinnert, dass Erich einmal etwas in dieser Art geschrieben hatte, und hoffte, den Professoren damit eine Antwort gegeben zu haben, mit der sie zufrieden waren.

»So ist es, Fräulein Twardy.« Professor Paulitzer sah sie wohlwollend an. »Das war einer der Gedanken dabei.«

»Es ging darum, diese kapitalistischen Großgrundbesitzer in die Schranken zu weisen«, rief Professor Kuhn und erhob einen Finger. »Mit der Enteignung haben wir einen Strich unter die deutsche Vergangenheit gezogen. Falls Sie zum Studium an dieser Universität zugelassen werden, Fräulein Twardy – und ich betone: falls! –, dann also werden Sie noch reichlich Gelegenheit erhalten, Ihre politische Bildung zu vertiefen.«

Dora nickte stumm. Diese Klippe schien geschafft, und doch blieb ein mulmiges Gefühl von Feigheit zurück.

Die schneidenden Worte von Professor Kuhn rissen Dora aus ihren Gedanken. »Wir dürfen Sie übrigens schon jetzt darauf hinweisen, verehrtes Fräulein, dass ein gesellschaftswissenschaftliches Basisstudium verpflichtend ist für Studenten aller Fachrichtungen. Der Unterrichtserfolg in Grundlagen des Marxismus-Leninismus, politischer Ökonomie und anderen Fächern wird in regelmäßigen Prüfungen kontrolliert.«

»Aber ich will doch keine Politikerin, sondern Tierärztin werden«, entfuhr es ihr.

»Widmen wir uns zunächst noch einmal den fachlichen Qualitäten der Bewerberin. Fräulein Twardy, wie lange ist die Tragzeit

bei Pferden?» Der alte Professor Paulitzer sprach ruhig und freundlich und war Dora erheblich sympathischer als der jüngere.

»Etwa 335 Tage«, erwiderte Dora wie aus der Pistole geschossen. Der Professor stellte ihr noch einige andere Fragen aus dem Bereich der Nutztierhaltung, die Dora ohne Probleme beantworten konnte, und das Bewerbungsgespräch begann, ihr Spaß zu machen. Gleich habe ich es geschafft, jauchzte sie innerlich.

»Ich würde gerne noch einmal auf Ihre Herkunft zurückkommen, Fräulein von Twardy«, schaltete sich Professor Kuhn nach einer Weile wieder ein. »Bitte erzählen Sie uns noch mehr aus dem gesellschaftlichen Umfeld, in dem Sie aufgewachsen sind, damit wir sicher sein können, dass Sie zu uns passen.«

»Twardy«, verbesserte Dora. »Ich heiße Dora Twardy, ohne von. Wir sind nicht adelig.«

»Wie auch immer.« Professor Kuhn hatte sich von seinem Sitz erhoben und kam langsam die Stufen hinunter. Vor dem Pult blieb er stehen und sah Dora an. »Sie erwähnten eingangs den Betrieb, den Sie damals im Krieg geführt haben. Das müssen Sie uns genauer erklären. Was hatte es damit auf sich?«

»Es war ein Familienbetrieb, Herr Professor, Pferdezucht, hauptsächlich Trakehner. Mein Vater war sehr erfolgreich darin, er hat ...« Sie verstummte erschrocken. So viel hatte sie doch gar nicht erzählen wollen.

Professor Kuhn hob eine Augenbraue: »Das klingt, als stammten Sie aus recht begüterten Verhältnissen. Und wie Sie wissen, haben wir in der Deutschen Demokratischen Republik wenig übrig für Schlossherren und Großgrundbesitzer, all diese rücksichtslosen Ausbeuter, die ...«

»Mein Vater war doch kein Ausbeuter!«, fiel Dora dem Professor ins Wort. »Nur weil mein Vater einen Gutshof besaß, war er doch kein schlechter Mensch!«

Mit einer Handbewegung brachte Professor Kuhn Dora zum Schweigen.

»Aha. Wir haben es hier also mit der Tochter eines ostpreußischen Großgrundbesitzers zu tun. Dachte ich es mir doch. Eine Kapitalistin, die ihrem bequemen Luxusleben auf dem Familienschloss nachtrauert. Ist es nicht so?«

Seine Stimme klang beißend.

Dora presste die Lippen aufeinander.

Der Professor begann, vor Doras Pult auf und ab zu gehen. Mit einem Ruck drehte er sich zu ihr um:

»Was wollen Sie hier eigentlich, junges Fräulein? Glauben Sie allen Ernstes, Leute wie Sie bekommen bei uns einen Studienplatz, hier im Arbeiter- und Bauernstaat der Deutschen Demokratischen Republik?«

Er betrachtete sie lauernd und mit zusammengekniffenen Augen. Sie hielt seinem Blick stand. Dieser Mann war ihr zutiefst unsympathisch. Wieso behandelte er sie wie eine Kriminelle? Jahrelang war sie von Frau Stübeck und den anderen Menschen in Wielenstedt als armes Flüchtlingspack gedemütigt worden, jetzt blickte dieser Professor auf sie herab, weil sie früher einmal ein gut situiertes Leben geführt hatte. Dabei konnte sie weder für das eine noch für das andere etwas. Dora spürte, wie eine heiße Wut in ihr hochkochte. Nein, sie würde sich die verächtlichen Worte des Professors nicht gefallen lassen. Sie hatte keinen Grund, sich ihrer Vergangenheit zu schämen. Sie hatte immer Verantwortung übernommen. Bis zuletzt hatte sie darum gekämpft, den elterlichen Gutshof zu erhalten und die Leute, die dort lebten und arbeiteten, vor der herannahenden russischen Front zu beschützen. Sie hatte niemanden geknechtet, ganz im Gegenteil. Warum sollte sie vor diesen beiden Männern hier zu Kreuze kriechen? Dora hob den Kopf.

»Ja, ich komme von einem großen Gutshof, und wir hatten tatsächlich Personal in Haus und Hof. Aber die Twardys waren keine schlechten Menschen. Sie waren immer gerecht zu ihren Leuten gewesen und haben niemanden ausgebeutet. Unsere Arbeiter besaßen ein kleines Haus, ein eigenes Stück Land und etwas Vieh. Sie lebten einfach, aber nicht schlecht und sicher besser und glücklicher als viele Industriearbeiter in den Städten. Denn sie bekamen auch im Winter, wenn es auf dem Gutshof nicht viel zu tun gab, ihren Lohn und brauchten keine Entlassung und keine Arbeitslosigkeit zu fürchten wie die Männer, die in den Fabriken schufteten. Unsere Leute hatten Sicherheit und ein gutes Auskommen. Seit Generationen fühlten sich diese Familien uns zugehörig, als Teil eines großen Gutsbetriebes. Wir waren füreinander da, ja, wie eine große Familie – selbst in den schlimmen Tagen der Flucht.« Dora stockte. Bilder von Krieg, Zerstörung und namenloser Angst tauchten vor ihrem inneren Auge auf, erneut meinte sie das Dröhnen der russischen Tiefflieger und das Poltern von schweren Soldatenstiefeln zu hören, wie sie es so oft in ihren Träumen vernahm. Doch sie schüttelte die Erinnerung ab. Als sie weitersprach, war sie ganz ruhig.

»Meine Herren, ich wollte an Ihrer Universität studieren, weil ich dachte, dass die Menschen hier in der DDR gleich und gerecht behandelt werden. Dass alle, auch Arbeiter, Bauernkinder und Frauen, eine Chance zum Studium bekommen. Das gefiel mir. Ich hatte mir vorgestellt, dass es gut wäre, ein Teil dieser neuen Gesellschaft zu sein und mit meinem Wissen und meiner Arbeitskraft mitzuhelfen, ein besseres Deutschland aufzubauen. Aber deshalb werde ich meine Vergangenheit nicht leugnen. Wenn Sie mir einen Studienplatz verweigern, nur weil meine Vorfahren hart gearbeitet und vielen anderen Menschen Lohn, Brot und ein Dach über dem Kopf gegeben haben, dann weine ich der Humboldt-

Universität keine Träne nach. Es tut mir leid, dass ich Ihre Zeit verschwendet habe. Auf Wiedersehen.«

Dora griff nach ihrer Handtasche und wandte sich ab. Hoch erhobenen Kopfes ging sie zur Tür. Im Vorbeigehen sah sie, wie die Assistentin ihren Füllfederhalter fallen ließ und sie mit offenem Mund anstarrte. Rasch wandte sie den Blick ab, damit die Frau nicht sah, dass es in ihren Augen trotz ihrer stolzen Worte verdächtig glitzerte.

Dora konnte selbst kaum fassen, was gerade passiert war. Hatte sie den Professoren wirklich ihren sehnsüchtig erhofften Studienplatz vor die Füße geworfen? Aus lauter Stolz? Hätte sie nicht wenigstens noch einen Versuch unternehmen sollen, die Männer umzustimmen? Vielleicht wäre es doch besser gewesen, den beiden nach dem Mund zu reden und Abbitte zu leisten ...

Noch bevor sie die Türklinke ergriffen hatte, tönte Professor Paulitzers Stimme durch den Hörsaal. »Bitte bleiben Sie stehen, Fräulein Twardy. Wir haben Sie noch nicht entlassen.«

Mit hochrotem Kopf drehte Dora sich um. Tapfer schluckte sie die Tränen hinunter. »Ja, bitte?«

Der alte Professor musterte sie einen Augenblick lang schweigend, dann sagte er ruhig:

»Gehen Sie zurück ans Pult.«

Dora folgte seiner Aufforderung mit bebenden Knien. Was kam denn noch? Konnten die Männer sie nicht einfach gehen lassen?

Professor Paulitzer räusperte sich, bevor er weitersprach.

»Ich danke Ihnen für Ihre ehrlichen Worte, Fräulein Twardy. Und Sie haben natürlich recht. Wir streben eine gerechte und freie Gesellschaft an, in der jeder Mensch seine Fähigkeiten voll entfalten kann. Leistung und Disziplin sind Grundpfeiler unseres

Arbeiterstaates. Wir brauchen starke Frauen in unserem Land und an unserer Hochschule.«

Er machte eine kurze Pause und warf seinem Kollegen, der stirnrunzelnd neben Dora am Pult lehnte, einen raschen Blick zu, bevor er weitersprach: »Fräulein Twardy, ich darf Ihnen mitteilen, dass Sie im kommenden Semester Ihr Studium der Veterinärmedizin an der Humboldt-Universität zu Berlin beginnen dürfen. Ihre unerschrockene Ansprache und Ihr Bekenntnis zu den Prinzipien der Deutschen Demokratischen Republik haben mich sehr beeindruckt. Ich nehme an, Kollege Kuhn geht es ähnlich. Herzlichen Glückwunsch! Die Formalitäten wird unsere Assistentin, Fräulein Bernisch, mit Ihnen klären. Auf Wiedersehen im Oktober!«

Dora starrte ihn ungläubig an. Ihr Blut rauschte wie ein Wasserfall in den Ohren. Hatte sie richtig gehört? Sie war tatsächlich angenommen? Trotz ihrer wütenden Rede? Er lobte sie sogar deswegen? Professor Paulitzer nickte ihr freundlich zu, während der andere jetzt mit zusammengekniffenen Lippen am Fensterbrett lehnte. Es war nicht zu übersehen, dass er sich überrumpelt fühlte und ganz und gar nicht der Meinung des Älteren war. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte Dora den Studienplatz nicht bekommen, davon war sie überzeugt. Doch das war ihr im Moment egal. Nur eines zählte: Sie hatte es tatsächlich geschafft! Sie durfte studieren!

»Ich danke Ihnen, Herr Professor Paulitzer.« Dora strahlte den alten Herrn an. »Ich verspreche Ihnen, Sie werden es nicht bereuen, mich ausgewählt zu haben. Ich werde die strebsamste Studentin sein, die Sie je unterrichtet haben.«

Am liebsten hätte Dora einen Luftsprung gemacht vor Freude. Ohne sich die Dokumente näher anzusehen, unterschrieb sie alle

Blätter, die die Assistentin ihr auf dem Klemmbrett reichte. Als sie den Hörsaal verließ, ging sie wie auf Wolken.

»Und?«, erkundigte sich Anneliese draußen. »Ach, ich brauche gar nicht zu fragen. Sie strahlen ja über beide Ohren. Sie haben es geschafft, nicht wahr?«

Dora nickte glücklich. »Und Sie müssen es auch schaffen. Ich drücke Ihnen beiden auch ganz fest die Daumen. Wir sehen uns hoffentlich alle drei im Oktober wieder. Und jetzt rein mit Ihnen. Es geht los. Viel Glück!«